

*D'ailleurs c'est toujours les autres qui meurent.*

GRABINSCHRIFT VON MARCEL DUCHAMP,  
CIMETIÈRE MONUMENTAL, ROUEN

# WESTPASSAGE

*Schnelldampfer Europa  
Position 41° 44' N, 49° 57' W  
Kurs Westsüdwest  
Zielhafen New York City  
Dienstag, 25. August 1936*

D ass sie sich auf hoher See befanden, war hier drinnen kaum zu spüren, der holzgetäfelte Salon hätte auch in einen gediegenen britischen Gentlemen's Club gepasst. Die Stirnseite schmückte ein Relief, irgendetwas Antikes, ein Ochsenkarren voller Weintrauben, angeführt von einem Flötenspieler im dünnen Hemdchen. Und auf dem Ochsen saß nicht etwa Europa, wie man es auf einem Schiff dieses Namens hätte erwarten sollen, sondern ein zweiter halbnackter Kerl, der blöde besoffen grinste. Marion Goldstein kannte sich nicht so aus mit griechischen Sagen, sie hatte keine Ahnung, wen oder was das darstellen sollte, aber dass das nicht Europa war und auch kein göttlicher Stier, das sah ein Blinder mit Krückstock.

Sie hielt ihre Zigarette nun schon eine ganze Weile in der Hand, doch niemand machte Anstalten, der ganz in schwarz gekleideten Dame Feuer zu geben, keiner der Stewards, die hier ebenso flink wie dezent durch die Tischreihen huschten, noch einer der distinguierten Herren, die in den weichen Lederpolstern saßen und rauchten. Niemand würdigte die blonde Witwe auch nur eines Blickes. Marion kannte das bereits: Der Rauchersalon der ersten Klasse war, auch wenn dies nirgends geschrieben stand, den Herren der Schöpfung vorbehalten.

Es war ihr nicht wichtig, dass ein Kavalier ihr eilfertig sein Feuerzeug unter die Nase hielt, doch sie genoss es, die Herren ein wenig schwitzen zu lassen, diese Feiglinge, die nicht wussten, ob sie ihrer guten Erziehung folgen sollten oder ihrem Dünkel. Aber hätte die Männer allesamt verachtet. Er hätte sich einen Scheiß um ungeschriebene Gesetze geschert oder darum, was die anderen denken mochten; er hätte sich zu der einsamen Dame gebeugt, hätte ihr sein Lächeln gezeigt und ihr Feuer gegeben. Mit genau jenem Feuerzeug, das seine Witwe nun aus der Handtasche holte.

Sie hatte es mit an Bord genommen, Abes Zippo. Seinen Glücksbringer, als solchen hatte er das solide Sturmfeuerzeug immer bezeichnet. In jener Nacht aber, in jener verhängnisvollen Nacht vor genau zwölf Tagen hatte er es, warum auch immer, im Hotel zurückgelassen.

Nach Abes Tod hatte sie sich geschworen, das Feuerzeug niemals mehr aus den Augen zu lassen. Des Nachts lag es neben ihrem Bett und verbreitete einen dünnen Benzindunst, den sie mit in ihre Träume nahm. Meist waren es schöne Träume, meist traf sie Abe dort, und ihr Herz lernte wieder fliegen. Schlimm war nur das Aufwachen jeden Morgen, wenn ihr langsam klar wurde, was das leere Bett neben ihr zu bedeuten hatte: dass er nicht da war. Nie wieder da sein würde.

Das Feuerzeug war ein kleiner Trost. Als sei es ein Teil von ihm, als sei er nicht ganz fort. Als sie es ihm geschenkt hatte, ein Jahr, nachdem er sie aus Berlin mit in die Staaten genommen hatte, waren sie bereits verheiratet.

Sie hätten niemals zurückkehren dürfen, nicht für einen einzigen Tag, nicht für die dämliche Olympiade und nicht für die anderen Dinge, die Abe in Berlin plante. Denn eines stand fest: Abraham Goldstein würde noch leben, wären sie vor gut einem Monat, als die *Manhattan* nach Europa aufbrach, nicht an Bord gegangen.

Das Feuerzeug flammte auf, und die Glut fraß sich mit leisem Knistern in die Zigarette hinein. Marion nahm einen tiefen Zug und pustete den Rauch weit in den Raum hinein. Sie ließ die Klappe zurückschnappen, und ein metallisches Klacken zerschnitt die ledergepolsterte Stille. Einige Herren schrakten zusammen, andere vergaßen für einen Augenblick den unausgesprochenen Voratz, den weiblichen Eindringling zu ignorieren, und drehten sich um. Aber niemand sagte etwas. Vielleicht war die schwarze Trauerkleidung Grund für ihre Zurückhaltung, vielleicht hatte sich auch herumgesprochen, welchen Mann die blonde Witwe betrauerte. Fast war es, als säße Abe im leeren Sessel neben ihr und hielt jeden, der irgendetwas zu meckern hatte, auf Abstand.

Marion Goldstein wusste nicht viel von den Plänen, die ihren Mann nach Berlin getrieben hatten. Das meiste hatte sie erst erfahren, als sie am Abend seines Todes alles, auch die abgeschlossenen Schubladen in ihrer Suite im *Bristol*, leergeräumt hatte. Ein

Unbekannter, einer von Abes Berliner Kontakten, hatte sie angerufen und gewarnt, und sie hatte eiligst alles ausgeräumt und beiseitegeschafft. Als sie vom Lehrter Bahnhof zum Hotel zurückkehrte, hatten sie bereits damit begonnen, ihre Suite zu durchsuchen. Zwei Bullen in Zivil. Staatspolizei. Ihr Mann, der jüdische Kriminelle Abraham Goldstein, habe ein Attentat auf Reichsminister Hermann Göring geplant, so hatten sie erzählt, und Marion hatte es keine Sekunde geglaubt, die deutschen Sicherheitskräfte hätten den feigen Attentäter jedoch rechtzeitig gestellt und außer Gefecht gesetzt. *Außer Gefecht gesetzt*. Sie hatten ihn erschossen, diese Schweine!

Dass Abe kein Attentäter war, hatte Marion von Anfang an gewusst. Aus welchen Gründen er jedoch in Berlin gewesen war, hatten ihr erst die Dinge verraten, die er vor ihr verborgen gehalten und die sie vor der Polizei in Sicherheit gebracht hatte: Frachtpapiere, mit denen sie nicht viel anfangen konnte, eine Packung originalverpacktes Heroin mit dem Kreuz der Firma Bayer sowie eine Fahrkarte des Norddeutschen Lloyd für eine Atlantikpassage auf dem Schnelldampfer *Europa* von Bremerhaven nach New York am 21. August 1936, ausgestellt auf einen Doktor Werner Ferber aus Elberfeld im Rheinland.

Also hatte auch sie sich am 21. August auf der *Europa* eingeschifft. Zusammen mit Doktor Ferber, der, wie sich herausstellte, ein Chemiker der Eberfelder Bayer-Werke war, dem man wegen seines mosaischen Glaubens gekündigt hatte. Abe hatte dem jungen Doktor die Überfahrt in die Staaten besorgt, damit er dort neu anfangen könnte. Sie und Doktor Ferber teilten sich keine Kabine, selbstverständlich nicht, gleichwohl verbrachten sie an Bord viel Zeit miteinander, so viel, dass dies den übrigen Passagieren der ersten Klasse ausreichend Gelegenheit zum Tuscheln und Naserümpfen bot.

Sie hatte nicht vor, mit dem jungen Chemiker anzubändeln, ihr ganzes Interesse galt dem Sinn und Zweck seiner Überfahrt. Doktor Ferber war in dieser Sache sehr offen, handelte es sich bei Marion Goldstein doch um die Witwe seines Auftraggebers. Er war so offen, dass sie ihm klarmachen musste, dass diese Offenheit ihr gegenüber zwar angebracht sein mochte, anderen gegenüber aber unter allen Umständen zu vermeiden war. Sie sicherte ihm

zu, Abes Abmachung einzuhalten: Doktor Ferber werde das Labor bekommen, das Abe ihm versprochen habe.

Wie sie das anstellen sollte, wusste sie noch nicht. Sie würde Verbündete brauchen, die Frage war nur, wem sie trauen konnte. Wenn sie an die Menschen dachte, die sie in New York erwarteten, Sally Epstein, Doktor M. oder Jack Helferich, dann wurde ihr klar, dass ihr aus Abes Umfeld nur Menschen einfielen, denen sie *nicht* traute.

Ein kaum hörbares Raunen wanderte durch den Saal, ein Raunen, das unmöglich ihr gelten konnte, denn sie saß still und friedlich in ihrem Sessel und rauchte. Sie schaute auf. Eine weitere Frau hatte den Rauchersalon betreten. Die Amerikanerin mit dem straff zurückgekämmten Haar und dem strengen, beinahe Angst einflößenden Blick war ihr schon beim Einschiffen in Bremerhaven aufgefallen, weil sie die Einzige in der ersten Klasse war, die ebenfalls schwarz trug.

Auch die amerikanische Witwe ließ sich regelmäßig mit einem Mann an ihrer Seite blicken, und bei den beiden war der Altersunterschied noch frappanter als bei Marion und Doktor Ferber. Nun aber war sie allein. Die Amerikanerin machte sich nichts aus dem Getuschel der Mitreisenden, und noch weniger schien sie das Geraune im Rauchersalon zu stören, im Gegenteil: Jeden ihrer Schritte, der sie weiter in diese Männerwelt hineintrug, kostete sie aus wie einen guten Schluck Cognac. Die Kombination aus schwarzem Abendkleid, hochhackigen Schuhen und kurzem Bolero war für eine Witwe schon fast zu elegant, der Hut hatte sogar einen kleinen schwarzen Schleier. Marion, die durchaus auf Kleidung achtete, war schmuckloser angezogen. Allerdings hatte sie auf die Auswahl des schwarzen Kleides bei Gerson auch nicht viel Zeit verwenden können, sie hatte Wichtigeres zu tun.

An Marions Tisch befanden sich nicht die einzigen freien Sitzgelegenheiten, doch an allen anderen Tischen wandten sich die Herren derart demonstrativ ab oder legten Taschen und Zeitungen auf die freien Sessel, dass der Neuen gar nichts anderes übrigblieb, als sich zu der einzigen anderen Frau im Rauchersalon zu setzen, wollte sie nicht auf dem Absatz wieder kehrtmachen. Doch die strenge Amerikanerin war keine Frau, die einfach so wieder umkehrte. Sie trat an Marions Tisch.

»Gestatten Sie, dass ick mir zu Ihnen setze?«

»Oh, Sie sprechen Deutsch! Ich hatte gedacht, Sie seien Amerikanerin!«

»Das bin ick auch.« Die Witwe streckte ihre schwarzbehandelte Hand aus. »Morgan. Olympia Morgan. Chicago, Illinois.«

Marion ergriff die dargebotene Hand. »Pleased to meet you«, sagte sie. »Goldstein. Marion Goldstein. From Brooklyn, New York. Nehmen Sie doch Platz.«

»Oh, Sie sind Amerikanerin«, sagte Misses Morgan und setzte sich. »Ick dachte, Sie sind Deutsche!«

»Auf eine gewisse Weise bin ich beides.« Marion drückte ihre Zigarette aus. »Aber auf Deutschland bin ich derzeit nicht gut zu sprechen. Dort habe ich meinen Mann verloren.«

»Oh, Sie Ärmste! My deepest condolences.« Die Witwe Morgan seufzte. »Dann haben wir beide dasselbe Schicksal! Ick habe mein Walter ebenfalls in Deutschland verloren. While he was at the Olympics. Heart Attack.«

»Oh, that's sad. I'm sorry for your loss.«

Marion beließ es bei dieser kurz angebundenen Beileidsbekundung. Sie wollte nicht nachfragen, sie wollte nicht mehr wissen. Schließlich musste ihre Schicksalsgefährtin auch nicht wissen, dass Mister Goldstein bei einem Polizeieinsatz erschossen worden war.

Das Gespräch stockte eine Weile.

»Dann bringen also auch Sie die sterblichen Überreste Ihres Mannes back to the States?«, fragte die Witwe schließlich.

»Nein. Ich habe ihn in Berlin beerdigen lassen. Da kommt seine Familie her. Auf dem Friedhof Weißensee.«

Die Witwe Morgan schaute neugierig, sagte aber nichts. Sie klappte ihr Zigarettenetui auf und hielt es Marion unter die Nase. *Marlboro*, eine amerikanische Damenzigarette.

»Thank you, Misses Morgan.«

Marion griff zu. Sie warf das Zippo an, gab erst der Witwe Feuer und dann sich selbst. Einer der Herren am Nebentisch hüstelte demonstrativ, und Marion ließ das Feuerzeug geräuschvoll zuschnappen.

»Ick habe Walters Urne in my cabin«, sagte die Frau aus Chicago. »I don't trust these Germans.«

Marion nickte. Auch sie hatte Abes Heroin in ihrem Handkoffer versteckt, und der stand in der Kabine unter ihrem Bett. Kein Gepäckträger hatte ihn anrühren dürfen. Sie wusste, dass man mit diesem Zeug in New York City gutes Geld verdienen konnte, und ob Abe ihr in den Staaten irgendetwas hinterlassen hatte, wusste sie nicht. Weil sie nicht wusste, was von seinem Besitz überhaupt legal und offiziell war. Ein Haus in Long Beach hatte er ihr versprochen, doch noch lebten sie in Williamsburg. Und wenn sie Pech hatte, würde ihr nicht einmal das bleiben, dann würde sie in den Staaten wieder bei null anfangen müssen. Dennoch: Alles besser als in Berlin zu leben. Ihre Heimatstadt war ihr seltsam fremd geworden, obwohl doch nur ein paar Jahre vergangen waren, seit sie ihr den Rücken gekehrt hatte. An Berlin hatte ihr immer das Amerikanische gefallen, die Unberechenbarkeit, der Duft von Freiheit, das Gefühl, alles sei möglich, doch davon war nichts mehr geblieben. Trotz der überbreiten Prachtstraßen erschien ihr die Stadt immer enger und armseliger.

»Sie reisen in Begleitung«, bemerkte Misses Morgan beiläufig. War doch neugieriger als sie tat.

»Nicht direkt. Doktor Ferber ist ein Bekannter meines verstorbenen Mannes. Abraham wollte ihm helfen, in den Staaten neu anzufangen. Nun muss ich mich wohl darum kümmern.«

»Oh, a doctor! Die werden immer gebraucht. Am besten, Sie fragen in die hospitals.«

»Doktor Ferber ist kein Mediziner, er ist Chemiker.«

»Oh!«

Die Witwe Morgan schaute, als sei sie gerade in einen Fettnapf getreten. Als sei es außerhalb ihrer Vorstellung, dass ein Doktor der Chemie überhaupt etwas Sinnvolles leisten könne.

»Bayer-Werke«, erklärte Marion und zählte die bekanntesten Marken auf: »Aspirin, Heroin, Lycetol, Prontosil ...«

»Ah!« Die Amerikanerin nickte wissend.

»Und Ihr Begleiter?«, fragte Marion.

»Mister Fitzgerald? Oh, Sie glauben doch nicht etwa?« Sie winkte ab. »No, no! He was Walter's secretary, now he's mine.«

»Aha!«

Jetzt war es an Marion, wissend zu nicken.

»Was soll ick macken, die Geschäft geht weiter!« Olympia Mor-



gan zuckte die Achseln. »So traurig es ist mit Walters Tod, but you know: business is bigger than all of us!«

»Da haben Sie recht«, meinte Marion Goldstein, »da haben Sie verdammt recht.«

Sie begann sich für die Witwe, die ebenso wie sie selbst keinen Deut darum gab, was andere Leute über sie dachten, zu interessieren.

»Sagen Sie doch«, fuhr sie also fort und schaute Olympia Morgan freundlich an, »von welchen Geschäften reden wir denn da?«

# BUCH EINS

*Freitag, 23. April, bis Freitag, 7. Mai 1937*

*There's a feeling I get when I look to the west,  
and my spirit is crying for leaving.*

LED ZEPPELIN, STAIRWAY TO HEAVEN

Die Fenster waren sämtlichst geschlossen, dennoch drang das Scheppern und Schnaufen der Züge, die den Bahnhof Alexanderplatz verließen, zu ihnen in den Verhandlungssaal. Auf der anderen Seite der Stadtbahntrasse glänzten die vom letzten Regenschauer durchnässten Backsteine des Polizeipräsidioms in der schüchternen Aprilsonne. Charly konnte immer noch genau sagen, hinter welcher Fensterreihe die Büros der Mordinspektion lagen, obwohl es Jahre her war, dass sie dort gearbeitet hatte. Das regelmäßige Rattern der Eisenbahn, das ihren Arbeitstag begleitete, hatte damals etwas Beruhigendes gehabt, heute jedoch verstärkte es ihre nervöse Gereiztheit.

Sie hörte dem Mann im Zeugenstand zu und konnte ihre Ungeduld kaum im Zaum halten. Doktor Wolfgang Gerloff, SS-Mitglied und Amtsarzt der Staatspolizei, betete genau das herunter, was er Heiligabend des Jahres 1936 bereits schriftlich niedergelegt hatte, und das Familiengericht ließ ihn gewähren. Genausogut hätte der Vorsitzende das psychiatrische Gutachten verlesen lassen können. Dabei ging es in dieser Verhandlung um die Stichhaltigkeit genau dieses Gutachtens, aber statt dem Amtsarzt auf den Zahn zu fühlen und dessen Befund zu hinterfragen, bestätigte der Richter lediglich das gerade Gehörte. Stunde nicht so viel auf dem Spiel, Charly wäre eingeschlafen. So aber heizte die Schlafmützigkeit der Zeugenbefragung ihre Ungeduld nur an. Sie ertappte sich dabei, wie sie mit ihrem Stuhl zu wippen begann. Theo Contzen hingegen, der Rechtsanwalt neben ihr, wirkte so interessiert wie ein Atheist bei der Sonntagspredigt in der Kirche.

»Die staatspolizeilich veranlasste Einweisung des Thormann, Friedrich, in die geschlossene Abteilung der Wittenauer Heilstätten am vierundzwanzigsten Dezember sechsunddreißig«, wiederholte der Richter tausendfach bereits Durchgekautes, »folgte

also letztlich nur dem von Ihnen, Doktor Gerloff, diagnostizierten amtsärztlichen Befund vom selben Tage, der dem Thormann schizoide paranoide Wahnvorstellungen attestiert?«

Der Arzt im Zeugenstand nickte.

»Richtig, Herr Vorsitzender. Wie ich bereits ausführte, äußerten sich die schizoiden paranoiden Wahnvorstellungen des Patienten in den wiederholten haltlosen Beschuldigungen zu Lasten eines ehemaligen SS-Angehörigen, dieser habe im August sechsunddreißig einen Mord im olympischen Dorf begangen. Dabei handelt es sich um einen Suizid, dessen Zeuge der Thormann geworden ist. Dabei ist nicht auszuschließen, dass genau dieses traumatische Ereignis den bereits schlummernden Wahn in dem Patienten ausgelöst hat.«

»Bereits schlummernd?«, fragte der Richter. »Wie ist das zu verstehen, Doktor Gerloff?«

»Nun, Herr Vorsitzender, natürlich muss eine Person, damit solch ein Wahn ausgelöst werden kann, eine gewisse Disposition mitbringen. Aufgrund der ungeklärten Vaterschaft des Thormann ist ein Defekt aus minderwertiger rassischer Vererbung daher höchst wahrscheinlich.« Der Amtsarzt machte eine Kunstpause, um seine Worte wirken zu lassen. »Allein schon deswegen, um eine Verschmutzung der Volksgemeinschaft durch solche Subjekte zu verhindern, war eine dauerhafte Unterbringung des Thormann in der geschlossenen Psychiatrie unabdingbar. Dies habe ich in meiner Expertise daher auch in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht.«

Das stimmte. Es war sogar beinahe wortwörtlich die Formulierung, die Doktor Gerloff in seinem Gutachten gewählt hatte, mit dem einzigen Unterschied, dass er dort das Präsens benutzt hatte und nicht das Präteritum. *Ist eine dauerhafte Unterbringung des Thormann in der geschlossenen Psychiatrie unabdingbar.* Mit derselben Begründung, denselben Worten. *Minderwertig. Verschmutzung.* Es hörte sich an, als rede man über Ungeziefer. Kaum zu glauben, dass es hier um einen sechzehnjährigen Jungen ging.

»Vielen Dank für Ihre deutlichen Ausführungen, Doktor Gerloff, das Gericht hat keine weiteren Fragen.«

Der Amtsarzt knöpfte sich das Jackett zu und machte Anstalten, aus dem Zeugenstand zu treten.

Charly stand auf. »Moment bitte«, sagte sie. »Wir hätten noch ein paar Fragen an den Zeugen.«

Doktor Gerloff fror mitten in der Bewegung ein und schaute sie überrascht an.

Ebenso der Richter. »Gnädige Frau«, begann er, »wäre es nicht eigentlich Sache des Rechtsanwaltes, den Zeugen zu befragen ...«

»Herr Vorsitzender, Doktor Contzen und ich vertreten die Interessen von Friedrich Thormann gemeinsam. Ich darf Sie daran erinnern, dass ich Jura studiert habe.«

»Nun ja, aber ...«

»Und wenn die Regierung mir nicht das zweite Staatsexamen verweigert hätte«, fuhr Charly fort, »dann wäre ich heute ebenso Rechtsanwalt wie Doktor Contzen.«

Der Richter schaute in seine Akten. »Nach meinen Informationen«, sagte er dann, »haben Sie zwei Jahre und zehn Monate als Rechtsanwaltsgehilfe gearbeitet. Das ist dann doch etwas anderes als ein Rechtsanwalt.«

Mit so etwas hatte Charly gerechnet. Deswegen saß Theodor Contzen neben ihr, ein ehemaliger Kommilitone, der es in seinem Beruf nicht allzuweit gebracht hatte und froh war über jede Mark, die er sich dazuverdienen konnte. Mehr als ein Strohmann war Theo nicht, und mehr benötigte Charly auch nicht.

Eigentlich hatte sie Guido Scherer mit dem Fall betrauen wollen, doch der hatte abgewinkt. Keine Zeit. So hatte er ihr mit einem bedauernden Achselzucken zu verstehen gegeben.

*Keine Zeit.* Charly hatte gewusst, dass das gelogen war. Kein Mut, das wäre ehrlicher gewesen. Guidos Kanzlei lief seit einiger Zeit so gut, dass er seinen einstigen Vorsatz, den Benachteiligten und Mittellosen zu helfen, längst vergessen hatte. Ein paar Fälle in Not geratener armer Schlucker übernahm die Kanzlei *Scherer & Blum* immer noch, vorausgesetzt allerdings, bei den armen Schluckern handelte es sich um solche, die weltanschaulich ohne jeden Zweifel die Sache des Nationalsozialismus unterstützten und vollwertige Mitglieder der vielbeschworenen Volksgemeinschaft waren. Wenn der Fall überdies noch positive Schlagzeilen versprach, dann waren die Herren Blum und Scherer dabei, andernfalls nicht. In der Sache Thormann war nichts zu verdienen, weder Ruhm noch Geld. Man konnte sich höchstens die Finger verbrennen.

Aber das war Charly egal. Es ging hier nicht darum, ob man sich die Finger verbrannte, es ging um den Jungen, einzig und allein um den Jungen. Seit fast vier Monaten saß Fritze nun in der Heilanstalt, und es war nur einem Zufall zu verdanken, dass sie überhaupt davon erfahren hatte. Hätte der Junge sein Pensionszimmer in Breslau im Voraus bezahlt, hätte es sich bei der Pensionswirtin nicht um eine Jüdin gehandelt, würde Charly immer noch in Prag sitzen und denken, Fritze gehe es gut, er habe sich eben nur dafür entschieden, in Deutschland zu bleiben, statt ihr ins Ausland zu folgen.

Doch das hatte er nicht, das hatten andere getan. Die Geheime Staatspolizei hatte Friedrich Thormann in die geschlossene Abteilung der Wittenauer Heilstätten einweisen lassen, aufgrund eines fadenscheinigen psychiatrischen Gutachtens, das ein Amtsarzt der Gestapo verfasst hatte, ebenjener Doktor Gerloff, der schon beim Betreten des Gerichts den im Gang wartenden Staatspolizeibeamten vertraulich zugenickt hatte. Einen der Beamten kannte Charly noch aus der Burg. Michael Steinke hatte seinerzeit, im selben Kommissaranwärterjahrgang wie sie, bei der Kriminalpolizei gearbeitet, einer der unbegabtesten Kriminalisten, denen sie jemals über den Weg gelaufen war.

Sie fragte sich, ob Steinke sich auch an sie erinnerte. Wenn dem so sein sollte, hatte der Mann nichts dergleichen erkennen lassen. Oberkommissar Steinke, auf dessen Anordnung Fritzes Einweisung erfolgt war, hatte bereits als Zeuge ausgesagt. Das psychiatrische Gutachten sei eindeutig und habe ihm keine andere Wahl gelassen. Charly und Theo hatten ihn reden lassen, ohne sich einzumischen, den Gefallen konnten sie dem Amtsarzt nicht tun.

Theo stand auf. »Ich darf darauf hinweisen, Hohes Gericht, dass Frau Rath hier nicht die Rolle einer Rechtsanwaltsgehilfin übernommen hat. Sie vertritt die Rechte von Herrn Thormann ebenso wie ich und genießt mein volles Vertrauen. Ich darf Sie also darum bitten, die Worte aus ihrem Munde ebenso ernst zu nehmen, als kämen sie aus dem meinen.«

»Wie Sie wünschen, Herr Rechtsanwalt«, sagte der Richter, »dann stellen Sie bitte Ihre Fragen. Oder *lassen* sie stellen.«

Der Amtsarzt warf einen irritierten Blick auf die Richterbank, dann auf Contzen und zuletzt auf Charly, setzte sich aber, als der

Richter ihm dies mit einem energischen Wink bedeutete, wieder in den Zeugenstand.

Theo nahm Platz, und Charly stand auf.

»Herr Doktor Gerloff«, begann sie. »Sie messen der Herkunft von Friedrich Thormann einen großen Wert in Ihrer Diagnose bei.«

»Richtig.«

»Ist es denn Ihrer Meinung nach zulässig, rassenhygienische Gesichtspunkte in eine psychiatrische Begutachtung einfließen zu lassen?«

»Es ist nicht nur zulässig, es ist zwingend geboten.« Der Amtsarzt schaute beifallheischend zum Richtertisch. »Der Wert der Rasse für die Volksgesundheit, auch die psychische Volksgesundheit, kann gar nicht oft und stark genug betont werden. Die Aspekte der Rassenforschung spielen eine weitaus wichtigere Rolle in der Bewertung des Zustandes eines geistig gestörten Menschen als die Hirngespinnste irgendeines dahergelaufenen jüdischen Quacksalbers aus Wien.«

»Demnach ist die Vererbungslehre also ein entscheidender Faktor für Ihre Diagnose.«

»Die schädliche Wirkung minderwertigen Erbguts. Selbstverständlich! Die zeigt sich hier ja in aller Deutlichkeit. Sie ist nicht *ein*, sie ist *der* entscheidende Faktor!«

Charly nickte. »Haben Sie vielen Dank, Doktor Gerloff«, sagte sie. »Mehr wollte ich nicht wissen.«

Sie setzte sich wieder hin, kritzelte ein paar Notizen in ihre Akte und tuschelte kurz mit Theo Contzen.

Der Amtsarzt schaute irritiert. Sein Blick wanderte zwischen Charly und der Richterbank hin und her. Dann platzte ihm der Kragen.

»Ich weiß nicht, worauf Sie mit Ihrer Fragerei hinauswollen«, rief er und stand auf. »Aber um solche Kinder, die doch nur aufgrund unverantwortlicher Fortpflanzung überhaupt existieren, hat sich der Staat zu kümmern. Und sie aus dem Volkskörper zu entfernen. Eine Einweisung in die Psychiatrie ist in solchen Fällen nicht nur angezeigt, sondern unerlässlich! Wie wollen Sie dem denn sonst Einhalt ...«

»Es ist gut, Doktor Gerloff«, unterbrach ihn der Richter. »Wir haben alles Wichtige gehört. Wenn Frau Rath – oder Herr Cont-



zen – keine weiteren Fragen haben, sind Sie aus dem Zeugenstand entlassen.«

»Wir sind fertig«, sagte Charly.

Gerloff, hochrot im Gesicht, warf ihr einen bösen Blick zu und verließ den Saal.

»Wie ich das sehe«, sagte der Richter, »wäre die Zeugenvernehmung hiermit abgeschlossen.«

»Einen Moment noch, Herr Vorsitzender«, sagte Theo Contzen und stand auf. »Wir bitten darum, dass das Gericht einen weiteren Zeugen aufruft.«

»Herr Rechtsanwalt!« Der Richter blätterte in der Akte. »Auf der Ladungsliste sehe ich keine weiteren Zeugen, daher ...«

»Keinen geladenen Zeugen, einen präsentieren.«

Der Richter zog die Augenbrauen hoch. »Sie haben einen Präsenzzeugen?«

»So ist es«, sagte Theo Contzen und las den Zettel ab, den Charly ihm zugesteckt hatte. »Wir beantragen, dass Major Friedrich von Randow in den Zeugenstand gerufen wird.«

Der Richter nahm, kaum hatte der Anwalt den Offiziersrang genannt, unwillkürlich Haltung an.

»Befindet sich Major von Randow denn im Gebäude?«

»Jawohl, Herr Vorsitzender«, sagte Theo. »Er wartet draußen im Gang.«

Der Richter räusperte sich. »Gerichtsdienner? Schauen Sie bitte draußen nach Major von Randow und bitten ihn in den Zeugenstand.«

Der Uniformierte neben der Tür salutierte. »Major von Randow in den Zeugenstand, jawohl!«

Er verließ den Saal und kehrte kurz darauf mit einem Mann zurück, dessen Erscheinungsbild unbestritten Eindruck machte: ein silberblonder Hüne in grauer Wehrmachtsuniform, auf dessen Schultern die rot-silbern geflochtenen Epauletten eines Majors prangten. Gemessenen Schrittes trat Randow nach vorn, die Uniformmütze unterm Arm. Kein Laut war zu hören, als der Major den Zeugenstand betrat, alle Blicke ruhten auf dem großen blonden Mann. Ein überzeugender Auftritt, Charly war zufrieden.

Der Richter belehrte den Zeugen vorschriftsgemäß, und

Randow hörte sich die Ausführungen ruhig an, machte dazu jedoch ein Gesicht, als werde er gerade aufs Tiefste beleidigt, allein durch das Andeuten der Möglichkeit, er könne eventuell nicht die Wahrheit sagen.

Charly stand auf.

»Können Sie sich kurz vorstellen, Major von Randow?«, bat sie.

Der Major nickte. So ruhig und souverän er auch wirkte, ganz wohl zu fühlen schien er sich in seiner Rolle vor Gericht nicht.

»Mein Name ist Friedrich von Randow, geboren am achtzehnten Mai achtzehnhundertfünfundneunzig auf Schloss Randow in Pommern.«

»Wollen Sie kurz Ihren Werdegang schildern?«

»Meine Kindheit verbrachte ich auf dem elterlichen Schloss. Als ich zwölf Jahre alt war, schickte mich mein Vater, der Familientradition folgend, auf die Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde, wo ich meine militärische Ausbildung durchlief. Im Weltkrieg diente ich als Offizier in der dritten Infanteriedivision, zunächst an der Westfront und später an der Ostfront.«

»Für Ihre Verdienste um das Vaterland verlieh Ihre Majestät der Kaiser Ihnen das Eiserne Kreuz erster Klasse ...«, fragte Charly.

»Jawohl.«

Sie hasste es, so vaterländisch daherzureden, doch für ihre Zwecke war es nötig.

»Wollen Sie kurz berichten, Herr Major, wie es Ihnen nach dem Krieg ergangen ist?«

»Ungern. Es war keine schöne Zeit.«

»Das war es für die wenigsten hier im Saal, denke ich.«

»Ich war dreiundzwanzig und Oberleutnant. Mein Wunsch war es, weiterhin dem Vaterlande in der Armee zu dienen, doch unsere Division wurde aufgelöst.«

»Und Sie schlossen sich einem Freicorps an.«

»Ich war froh, weiter für die deutsche Sache kämpfen zu können. Im Baltikum.«

»Aber im März zwanzig kehrten Sie nach Berlin zurück.«

»Richtig. Mit meinem Corps. Um die Novemberverschörer aus der Stadt zu jagen.«

»Was bekanntlich fehlgeschlagen ist ...«

»Es war eine große Enttäuschung für mich. Man wusste ja nicht

mehr, wie es weitergeht. Mit Deutschland. Mit Preußen. Mit der Armee.«

»Und in dieser Situation haben Sie jemanden kennengelernt.«

»Jawohl. Eine Dame.«

Die Stimme des Majors war leise geworden.

»Eine Dame, bei der Sie Zerstreuung gefunden haben.«

»Wie Sie das ausdrücken! Wir haben uns geliebt, Anna und ich.«

»Anna Thormann.«

»Ja.«

Der Richter merkte auf. Langsam schien ihm zu dämmern, worauf die Sache hinauslief.

»Aber Sie haben Fräulein Thormann nicht geheiratet?«, fragte Charly.

»Nein, das ging nicht.«

»Warum nicht?«

»Nun, es war eine ... nicht standesgemäße Verbindung.«

»Eine Verbindung, die Sie gelöst haben. Bevor Sie sich im Dezember neunzehnhundertzwanzig mit einer standesgemäßen Dame verlobt haben. Ihrer jetzigen Frau. Carola von Sternheim.«

»Hören Sie!« Von Randow wurde wieder lauter. »Ich habe eingewilligt, vor Gericht auszusagen, aber wir müssen hier nicht jedes Detail meines Privatlebens beleuchten. Es geht allein um den Jungen, über den sollten wir reden, über nichts sonst!«

»Sie haben Recht, Major von Randow, reden wir über den Jungen. In welchem Verhältnis stehen Sie zu Friedrich Thormann?«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ... verwandtschaftlich.«

Der Offizier zögerte einen Moment. Dann machte er sich gerade und sagte den entscheidenden Satz. »Friedrich ist ... nun ja, er ist mein Sohn.«

Im Saal war es für einen Moment so leise, dass man die berühmte Stecknadel tatsächlich hätte fallen hören können.

»Für das Protokoll bitte ich festzuhalten«, sagte Charly in die Stille, »Friedrich Thormann ist der leibliche Sohn von Anna Thormann und Major Friedrich von Randow.« Sie schaute auf die Richterbank. »Des Weiteren bitte ich das Hohe Gericht zu berücksichtigen: Das amtsärztliche Gutachten fußt, wie Doktor Gerloff so-

eben erläutert hat, auf der Annahme, dass Friedrich Thormann von minderwertiger rassischer Herkunft sei. Diese Annahme aber ist falsch, das genaue Gegenteil ist der Fall. Und so sehen wir die Einweisung in eine psychiatrische Anstalt als ungerechtfertigt an und bitten um die schnellstmögliche Entlassung des Jungen.«

Der Richter räusperte sich. »Major von Randow«, begann er. »Haben Sie diese Vaterschaft auch offiziell anerkannt?«

»Jawohl.«

»Und dennoch wurde Friedrich in die Obhut der staatlichen Jugendfürsorge gegeben.«

»Seine Mutter konnte sich nicht um ihn kümmern, sie wurde schwer krank, nachdem sie ihn zur Welt gebracht hatte.«

»Und Sie konnten sich nicht zu Ihrem Sohn bekennen.«

»Ich habe mich zu ihm bekannt.«

Der Richter blätterte in der Akte. »Und dennoch wurde der Junge im April einundzwanzig dem städtischen Waisenhaus Rummelsburg übergeben.«

»Richtig.«

»Herr Vorsitzender!« Charly stand auf und holte einen großen braunen Umschlag aus ihrer Tasche. »Erlauben Sie, dass ich Ihnen etwas zeige.«

Sie trat an den Richtertisch und holte ein Papier aus dem Umschlag.

»Dieses Schreiben beweist, dass der hier anwesende Major von Randow der leibliche Vater von Friedrich Thormann ist. Es ist ein Vertrag zwischen ihm und dem städtischen Waisenhaus Rummelsburg, dem er seinen Sohn anvertraut, indem er sich zu einer monatlichen Zahlung verpflichtet. Die Summe muss hier nicht öffentlich genannt werden. Aber ich bitte darum, dieses Schreiben zu den Akten zu nehmen.«

Der Richter schob seine Brille zurecht und las. Charly ging zurück zu ihrem Platz.

»Wenn sich das Waisenhaus, wie hier zu lesen ist, zur Diskretion verpflichtet, wie kommt es dann, dass wir hier und heute über dieses Schreiben reden?«

»Wissen Sie, Herr Vorsitzender, ich habe nicht nur Jura studiert, sondern bei der Berliner Polizei auch eine kriminalistische Ausbildung genossen.«

»Ah ja.«

Der Richter wirkte nicht sonderlich erfreut. Eine scheinbar belanglose Angelegenheit, die man schnell vom Tisch zu haben glaubte, hatte plötzlich unerwartete Dimensionen angenommen.

»Das Gericht wird die neue Sachlage eingehend werten«, sagte er. »Die Sitzung ist geschlossen. Die Verhandlung wird nächste Woche Mittwoch fortgesetzt.«

Charly packte die Akte ein und schloss ihre Tasche. Als sie den Saal an der Seite von Theo Contzen verließ, erhaschte sie den Blick von Oberkommissar Steinke, dem man die Vertagung offenbar bereits zugetragen hatte. Der ehemalige Mordermittler, der bei der Gestapo Karriere gemacht hatte, schien Charly nun doch zu erkennen. Und er sah nicht glücklich aus.

## 2

**G**las, Stahl und Beton. Der schlichte moderne Kasten wirkte wie ein Fremdkörper in der altehrwürdigen, stuckbewehrten Häuserreihe. KANT GARAGEN-PALAST stand in großen Buchstaben ganz oben auf der gläsernen Fassade, Werbeschilder für Shell- und Olexbenzin zierten die Einfahrten. Ein Paradies für Automobilisten und eine fremde Welt für Andreas Lange. Der Kriminalkommissar hatte immer noch keinen Führerschein, deswegen saß er auch auf dem Rücksitz des Mordautos. Am Steuer saß ein Kriminalsekretär, Kowalski, der Neue aus Königsberg.

»Hier ist es«, tönte Czerwinski vom Beifahrersitz. »Da vorne links.«

Ein überflüssiger Hinweis, Kowalski hatte den Winker längst gesetzt, doch seit Anton Kowalski Anfang des Jahres vom Polizeipräsidium Königsberg an die Burg gewechselt war, tat Czerwinski so, als müsse er, der altgediente Berliner Bulle, dem Neuen aus der ostpreußischen Provinz zeigen, wo es in dieser Stadt denn langging.

Lange mischte sich nicht ein, schließlich war er Kriminalkommissar und kein Kindergärtner. Außerdem war es kurz vor halb

acht, und er hatte noch keinen Kaffee getrunken. Das Telefon hatte geklingelt, als er sich gerade für die Rasur eingeseift hatte, und noch bevor er den Hörer abnahm, wusste er, dass der Anruf vom Alex kam.

»Wir haben einen Leichenfund«, hatte Wiesenkötter vom Bereitschaftsdienst gesagt, »das Mordauto ist schon unterwegs. Die Kollegen müssten in zehn Minuten bei Ihnen sein.«

Sie waren es in neuneinhalb. Lange hatte den Rest seiner Morgentoilette so schnell wie möglich hinter sich gebracht, für einen Kaffee allerdings hatte die Zeit nicht mehr gereicht. Der Wasserkessel hatte gerade zaghaft zu pfeifen begonnen, da hatte es auch schon an der Tür geklingelt. Seine neue Wohnung lag einfach zu nah am Präsidium.

Vor einem Jahr erst war Lange vom Prenzlauer Berg an den Werderschen Markt gezogen, die alte Adresse in der Franseckstraße war nicht mehr standesgemäß. Und insgeheim hatte er, wenn er ehrlich war, mit der Beförderung zum Oberkommissar gerechnet, die meisten aus seinem Jahrgang hatten die schon erfahren dürfen. Doch da tat sich seit Jahren nichts. Niemand sagte ihm, warum er so konsequent übersehen wurde, und das war auch nicht nötig. An seiner Aufklärungsquote konnte es nicht liegen, die war die beste in der ganzen Kriminalgruppe M. Es lag allein daran, dass er bislang weder in die NSDAP noch in die SS eingetreten war, nicht einmal in die SA. Genau wie sein Chef, Oberregierungsrat Ernst Gennat, hatte Andreas Lange sich jeglicher Annäherung an die neuen Machthaber verweigert.

Nun saß er ebenso schlecht gelaunt wie rasiert neben Christel Temme auf der Rückbank des Mordautos und beschäftigte sich vor allem mit der Frage, wann er heute wohl die erste Tasse Kaffee bekommen würde. Sein Kopf fühlte sich an wie in Watte gepackt.

Kowalski ließ den Gegenverkehr passieren und bog in die Einfahrt des Garagenhauses. Czerwinski hatte bereits das Beifahrerfenster geöffnet und zeigte dem Schupo, der unter dem Olex-Werbeschild unauffällig Wache schob, die Dienstmarke der Kriminalpolizei.

Der Blauuniformierte wies in das von Neonlicht erhellte Innere des Gebäudes. »Leiche liegt im dritten. Dahinten geht's ruff«, sagte er.

Kowalski nickte und steuerte mit solchem Schwung die enge, gewundene Rampe hinauf, dass die Reifen auf dem glatten Betonboden quietschten. Lange konnte das Geräusch kaum ertragen, geschweige denn den Blick aus dem Wagenfenster. Er schloss die Augen.

»Hier darf einem auch keiner entgegenkommen«, meldete sich Czerwinski vom Beifahrersitz.

»Passiert auch nicht«, entgegnete Kowalski. »Außer, einer vertut sich. Die Ausfahrt ist auf einer anderen Rampe.«

»Ach ne?«

»Ach ja. So baut man Parkgaragen. Sowas haben wir in Königsberg auch.«

Czerwinski sagte nichts mehr, er verschränkte die Arme und schaute beleidigt aus dem Fenster.

Etage für Etage schraubte sich das Mordauto nach oben, bis Kowalski im dritten Obergeschoss von der Rampe aufs Parkdeck lenkte. Er stellte den Wagen in respektvollem Abstand zu einer Mensentraube ab, die sich an der Wand vor einer weit geöffneten Fensterreihe gebildet hatte: drei Schupos und eine Handvoll Zivilisten, die sich um etwas scharten, das man nicht sehen konnte.

Lange stieg aus und öffnete der Stenotypistin den Wagenschlag, die so viel Zuvorkommenheit mit einem scheuen Lächeln beantwortete. Dann erteilte er seine Befehle.

»Czerwinski, holen Sie den Fotoapparat aus dem Wagen. Kowalski, Sie und Fräulein Temme kommen mit mir.«

Czerwinski schien einen Protest auf den Lippen zu haben, doch Lange ignorierte das, setzte seinen Hut auf und ging zu den Schupos hinüber.

»Kriminalkommissar Lange, Mordkommission«, stellte er sich vor. »Wer ist denn hier der befehlshabende Beamte.«

»Melde gehorsamst, das bin ich, Kommissar«, sagte ein Mann mit akkurat gestutztem Schnauzbart, »Oberwachtmeister Bertram, hundertzweiundzwanzigstes Revier.«

Bevor Lange etwas sagen konnte, riss Bertram den rechten Arm hoch. »Heil Hitler, Kommissar!«

Lange quittierte den Deutschen Gruß mit einem Nicken und schaute auf den Betonboden. Dort lag ein athletisch gebauter,

dunkelhaariger Mittdreißiger, der einen eleganten, aber dreckverschmierten Anzug trug, jedoch keinen Hut. Aus dem bleichen Gesicht starrten zwei leblose blaue Augen an die Betondecke.

»Wegen dem da sind wir geholt worden«, sagte Bertram.

»Wer hat die Leiche denn gefunden?«

»Der Herr da mit der Chauffeursmütze.«

Die Beschreibung war unvollständig. Der hagere Mann, auf den Oberkommissar Bertram mit seinem fleischigen Zeigefinger wies, trug außer der grauen, mit goldener Kordel verzierten Schirmmütze auch Lederstiefel, Lederhandschuhe und einen eindrucksvollen, von zwei Knopfreiern zusammengehaltenen dunklen Mantel. Kompletter konnte man als Chauffeur nicht eingekleidet sein.

»Gestatten, Meinecke«, stellte sich der Mann vor. »Stefan Meinecke. Ich fahre Herrn Carlsen.«

»Carlsen? Ist das der Mann da auf dem Boden?«

»Gott bewahre! Nein! Das muss ein Selbstfahrer sein.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, es ist jedenfalls keiner von uns. Die Kollegen kenne ich alle. Wenn wir Pause haben, sitzen wir unten im Groschenkeller zusammen.«

»Wer ist *wir*?«

»Na, die Chauffeure, die hier arbeiten. Noch. Werden ja immer weniger. Die meisten Herren steuern ihre Automobile lieber selbst.«

»Und als Sie heute morgen zur Arbeit kamen, lag der tote Mann dort auf dem Parkplatz?«

»Ne, da habe ich ihn ja erst hingebacht. Er saß im Auto. Da drüben.«

Meinecke zeigte auf eine hellgrüne Stahltür, die halb zur Seite geschoben war. Im Inneren der Garagenbox war ein dunkelgrüner Opel Olympia zu erkennen, dessen Fahrertür offenstand.

»Sie haben den Mann also bewegt?«

»Natürlich. Ich musste ihn doch da rausholen, hätte ja sein können, dass er noch lebt.«

»Und?«

»Wie: Und?«

»Lebte er noch?«

»Ne, der war tot. Ist ja auch kein Wunder bei so viel Abgasen.«



»Nun mal langsam: Was genau ist passiert?«

»Ich war in der Garage, um unser Automobil abzuholen.«

»Wann?«

»Ziemlich früh, so gegen sechse. Wollte den Wagen noch waschen, bevor ich Herrn Carlsen ins Büro fahre.« Meinecke wies auf eine geschlossene Garagenbox, auf deren Tür die Zahlen 313 gemalt waren. »Da drinne steht unsere Adler-Limousine. Also: die von Herrn Carlsen.«

»Solche Einzelheiten interessieren im Augenblick nicht.«

»Wie Sie meinen. Jedenfalls: Als ich aufschließen will, höre ich aus der Garage nebenan einen Motor im Leerlauf tuckern. Obwohl die Tür fest verschlossen war. Sowas ist ja gefährlich.« Der Chauffeur zeigte auf eines der Schilder, die in regelmäßigen Abständen an den Wänden des Garagenpalastes hingen.

MOTOR ABSTELLEN. VERGIFTUNGSGEFAHR.

»Und?«, fragte Lange.

»Ich habe geklopft. Hat aber niemand reagiert. Die Gase kamen schon durch den Türschlitz, also bin ick runter zur Pforte, die haben ja für alles einen Schlüssel, und bin mit Herrn Mölders so schnell es ging wieder hoch.«

»Moment, wer ist das?«

»Einer von den Garagenwärtern hier.«

Lange notierte sich den Namen.

»Jedenfalls«, fuhr Meinecke fort, »haben wir aufgeschlossen, und ick bin rein, hab mir ein Taschentuch vor die Neese gehalten, bin hin zum Auto und hab den Motor abgestellt. Und dann den Mann so schnell es ging aus der Garagenbox gezogen, die war ja schon völlig vernebelt.«

»Wo haben Sie den Mann denn vorgefunden?«

Meinecke schaute ihn an, als habe er in seinem ganzen Leben noch keine idiotischere Frage gehört. »Na, hinterm Steuer natürlich. War doch ein Selbstfahrer. Hatt ick Ihnen dette nich jesacht?«

Lange ließ sich von der eigenwilligen Berliner Freundlichkeit nicht irritieren, schließlich lebte er schon seit sieben Jahren in der Stadt. »Er saß also noch im Auto«, sagte er.

»Ja. Ist wohl zu lange sitzen geblieben. Und hat den Motor nicht ausgemacht. Selbstfahrer eben. Die wissen ja gar nicht, wie gefährlich so ein Automobil ist.«

»Und dann? Nachdem Sie den Mann aus der Garage gezogen haben?«

»Na, Mölders hatte inzwischen die Fenster hier aufgerissen. Da haben wir den Mann hingelegt, an die frische Luft. Hab noch Wiederbelebung versucht, war aber zwecklos.«

»Gibt es dafür weitere Zeugen?«

»Na, Herrn Mölders eben. Sonst wüsste ick keenen. Alle anderen kamen später, da war die Polente schon da. Also: Ihre Kollegen.«

Lange nickte. »Danke, Herr Meinecke. Das reicht fürs Erste. Wir müssen Sie gleich noch ausführlicher befragen. Halten Sie sich bitte zu unserer Verfügung.«

»Aber ...« Meinecke schaute auf die Uhr. »Wie lange wird das denn dauern? Herr Carlsen ...«

»Ihr Chef, fürchte ich, wird sich heute eine Kraftdroschke gönnen müssen.« Lange wandte sich an den Kriminalsekretär. »Kowalski, kümmern Sie sich doch bitte um Herrn Meinecke. Und prüfen Sie, ob es noch weitere Zeugen gibt, insbesondere diesen Herrn Mölders. Ich schaue mir den Fundort derweil genauer an.«

»Jawohl, Herr Kommissar.«

Kowalski nahm sich des Chauffeurs an, der auch nicht glücklicher dreinschaute, als er es mit einem neuen Gesprächspartner zu tun bekam, und Lange wandte sich der Garage mit dem grünen Opel zu. Das stählerne Tor war zwar ein ganzes Stück zur Seite geschoben, ungefähr so weit, dass ein Mensch gut hindurchpasste, dennoch musste Lange sich ein Taschentuch vor Mund und Nase halten, als er hineinging und an den Wagen trat. Die Fahrertür stand offen, der Zündschlüssel steckte. Der *Olympia* war ein neueres Modell, von Opel eigens anlässlich der Olympischen Spiele herausgebracht.

Etwas Ungewöhnliches konnte Lange auf den ersten Blick nicht feststellen. Aber er merkte, dass ihm das Atmen immer schwerer fiel; das Taschentuch half nicht viel, er musste zurück an die frische Luft. Draußen schaute er sich die Konstruktion an und notierte die Nummer auf dem Garagentor. 314. Die Schiebetore liefen auf stählernen Schienen und verschwanden in geöffnetem Zustand komplett in den Seitenwänden der Garagenboxen. Sehr platzsparend.

Drüben bei der Leiche hatte Kriminalsekretär Kowalski damit begonnen, die Zeugen zu befragen. Zwei Schupos hatte er an den Treppenhauszugängen postiert, um weitere Schaulustige fernzuhalten. Wer eine Garage in der dritten Etage sein Eigen nannte, der hatte heute morgen Pech gehabt. Eine Todesfallermittlung durfte nicht gestört werden; eine Selbstverständlichkeit, von der die Schutzpolizei im 122. Revier noch nichts gehört zu haben schien. Doch Kowalski war dabei, Ordnung ins Chaos zu bringen und die Mensentraube aufzulösen.

Czerwinski hatte es derweil immerhin fertiggebracht, die Kamera aufzubauen, und begann, die Leiche zu fotografieren.

»Nicht den Toten, Czerwinski!«, rief Lange.

Der dicke Kriminalsekretär schaute ihn irritiert an.

»Nicht die Leiche fotografieren. Das ist nicht die Auffindesituation. Wir brauchen Bilder aus Garage drei-eins-vier.«

Czerwinski murrte etwas Unverständliches, schulterte dann aber das Stativ und trottete zur Garagenbox hinüber.

»Machen Sie Aufnahmen von dem Opel«, sagte Lange. »Innen und außen. Und von der Garage selbst.«

Czerwinski versuchte, den Fotoapparat durch den Türspalt zu hieven, und verhakte sich mit dem Stativ.

Da hallte eine Stimme durch den Raum.

»An Ihrer Stelle würde ick damit noch ein bisschen warten.«

Lange drehte sich um. Dort stand ein Mann mit schütterem Haar, der einen grauen, groben Einteiler trug, auf dessen linker Brust ein Aufnäher mit den gelbgestickten Buchstaben KANT GARAGEN-PALAST prangte.

»Da drinne is noch allet voll mit Abjasen«, fuhr der Garagenmann fort. »Bevor Se da rinjehen, solltense erst ma jut lüften. Die Schilder hängen ja nich umsonst hier, wa?«

Czerwinski blieb stehen, das Stativ geschultert, und schaute seinen Vorgesetzten an.

»Sie sind hier angestellt?«, fragte Lange den Störenfried.

»Sieht man det nich?«

»Und Ihr Name?«

»Mölders. Erwin.«

»Sie haben Herrn Meinecke die Garage dreihundertvierzehn aufgeschlossen?«

»Richtig.«

»Prima, Herr Mölders, wir müssen uns unterhalten. Haben Sie auch einen Büroraum oder so etwas?«

»Sicher. Unten.«

»Das trifft sich gut. Wir brauchen einen Raum, in dem wir ungestört Zeugen vernehmen können.«

»Zeugen vernehmen? Können Sie das nicht am Alex machen?«

»Wenn Sie mit uns zum Alex kommen wollen, dann gerne.«

»Wie? Bin ich denn Zeuge? Ich hab nichts gesehen. Nur die Jaraasche aufgeschlossen.«

»Glauben Sie mir, Sie sind Zeuge. Dann lassen Sie uns mal nach unten gehen. Und wenn Sie irgendwo noch eine Tasse Kaffee auf-treiben könnten?«

Eine Viertelstunde später saß Andreas Lange sogar vor einem ganzen Kännchen. Erwin Mölders hatte sie in ein nach Motoröl riechendes Büro geführt und einen Kollegen zum Kaffeeholen in die benachbarte Kneipe geschickt, den *Groschenkeller*, von dem Meinecke bereits gesprochen hatte. Lange schenkte Kaffee nach und trank. So langsam wurde er wach.

Als Erstes vernahm er den Chauffeur noch einmal und ließ dessen Aussage von Christel Temme stenografieren. Kowalski stand an der Tür und hörte aufmerksam zu. Lange hatte ihn mit nach unten genommen, nachdem der Kriminalsekretär die Personalien sämtlicher Anwesenden aufgenommen und die Schaulustigen von den Zeugen getrennt hatte. Wobei die meisten Schaulustigen darauf bestanden hatten, gar keine zu sein, sondern nur ihr Auto abholen zu wollen. Kowalski hatte sie alle fortgeschickt. Ohne Auto. Letzten Endes waren tatsächlich nur zwei brauchbare Zeugen übriggeblieben, der Chauffeur Stefan Meinecke und der Garagenwärter Erwin Mölders.

Erst nachdem Meinecke seine Aussage gemacht hatte, die sich im Wesentlichen mit dem deckte, was er schon auf dem Parkdeck erzählt hatte, war Mölders an der Reihe. Der Parkhausangestellte, sichtlich unglücklich mit der Situation, die Polizei im Haus zu haben, konnte die Schilderungen des Chauffeurs bestätigen: Gegen viertel sieben sei Meinecke ganz aufgeregt im Büro aufgekreuzt, weil da jemand in einer verschlossenen Garage seinen Motor laufen lasse. Er, Mölders, sei mit dem Schlüsselbund hoch und habe

die Box aufgeschlossen, Meinecke habe sich todesmutig hineingestürzt, den Motor abgestellt und den Fahrer aus dem Auto gezogen.

»Und Sie?«, fragte Lange.

»Icke? Hab die Fenster uffjerissen, wa? Is ja saujefährlich, det Zeuch.«

»Kohlenmonoxid.«

»Richtich. Sieht man ja auch an dem armen Rekowski.«

»An wem?«

»Klaus von Rekowski. Der Tote. Sie wissen wohl noch jar nüscht, wa?«

»Sie kennen den Mann?«, fragte Lange.

»Natürlich. Ick kenne all unsere Mieter. Und deren Chauffeure, falls die noch welche haben. Aber et jibt ja fast nur noch Selbstfahrer.«

»Und Herr von Rekowski war ein Selbstfahrer?«

»Sonst wäre ja wohl sein Chauffeur jestorben und nich er.«

»Hat der Mann noch gelebt?«

»Ne, der war mausetot. Meinecke hat Herzmassage jemacht und Mund-zu-Mund-Beatmung und so, aber da war nüscht mehr zu machen.«

»Und dann?«

»Na, icke runter und Ihre Kollegen anjerufen.«

»Das haben Sie genau richtig gemacht.«

»Schön. Nu sind Se ja ooch hier. Aber wie lange wollen Se eijentlich noch bleiben? Sie blockieren mir hier den ganzen Betrieb.«

»Eine kriminalpolizeiliche Untersuchung braucht ihre Zeit.«

»Alle Automobilisten aus der Nachbarschaft jehören zu unseren Kunden. Die müssen doch irjendwohin mit ihren Fahrzeugen. Wat sollen die denn machen? Unter der Laterne parken und eenen Strafzettel riskieren? Wie sollen det aussehen, wenn die alle am Straßenrand parken? Stellen Sie sich det doch mal vor: die Kantstraße rechts und links mit Autos zujeparkt. Warum, meinen Se, jibt's denn solche Großgaragen wie die unsere?«

Lange ließ den Redeschwall tapfer über sich ergehen. »Tut mir leid, Herr Mölders«, sagte er dann, »aber das kann ich Ihren Kunden nicht ersparen. Allerdings könnte ich die Kollegen von der

Schutzpolizei anweisen, dass sie beim Ahnden von Laternenparkern in den nächsten Tagen hier in der Gegend etwas gnädiger vorgehen.«

Mölders sagte nichts, aber er sah nicht glücklich aus.

»Ist so etwas hier schon einmal passiert?«, fragte Lange. »Dass jemand bei laufendem Motor in seinem Auto erstickt ist?«

»Hier nicht. Soll aber vorkommen, wa? Det eener, der nich mehr leben will, sich seine Abjase direktemang vom Auspuff ins Auto leitet.«

Lange horchte auf. Meinecke war von einem Unfall ausgegangen. Ein Fahrer, der bei laufendem Motor zu lange in seinem Fahrzeug sitzen geblieben war.

»Könnten Sie sich das bei Herrn von Rekowski auch vorstellen?«, fragte er. »Dass es Selbstmord war?«

»Schwerlich.«

»Sie sind sich da sehr sicher. Kannten Sie ihn so gut?«

»Sie können ja mal kieken, inzwischen sollte man wieder rinkönnen in die Box. Dann sehense ja, ob da 'n Schlauch is oder so. Ick denke eher nich.«

Lange nahm seine Kaffeetasse und stand auf.

»Gut, Fräulein Temme, dann gehen wir mal nach oben und schauen uns die Sache an.«

»Jut, kann icke dann wieder an die Arbeit?«

»Sie kommen mit, Herr Mölders. Die Vernehmung ist noch nicht beendet.«

Missmutig folgte Erwin Mölders ihnen nach oben. Czerwinski hatte die Garagenbox inzwischen gut durchgelüftet und beide Türen ganz beiseitegeschoben. Das war auch das einzige, was er geändert hatte; der Opel stand genauso da wie vorhin, mit geöffneter Fahrertür. Auch die Leiche lag noch an ihrem Platz bei den Fenstern. Allerdings hatte sich gerade ein hagerer Mann im weißen Kittel darübergerbeugt.

»Keine besonderen Vorkommnisse«, sagte Czerwinski eilfertig, kaum war Lange mit den anderen aus dem Treppenhaus getreten. »Nur Doktor Karthaus ist gerade gekommen.«

»Unübersehbar«, meinte Lange und ging hinüber. »Schon irgendwelche Erkenntnisse, Doktor?«

Karthaus schaute auf. »Nun mal langsam mit den alten Pferden.

Habe mir den Mann ja gerade erst angeschaut. Die genaue Diagnose bekommen Sie nach dem Bluttest.«

»Und die ungenaue Diagnose?«

»Totenflecken von hellroter Färbung. Deutet auf eine Kohlenstoffmonoxidvergiftung hin.«

»So weit waren wir auch schon.«

»Na, was fragen Sie dann?«, sagte Karthaus unwirsch und leuchtete dem Toten mit einer kleinen Taschenlampe in die weit geöffneten Augen. »Gehen Sie von einem Unfall aus? Oder war es ein Suizid?«

»Genau das wollen wir uns gerade anschauen.«

Lange betrat die offene Garagenbox und schnupperte vorsichtig. »Wie kann ich denn sicher sein, Doktor, dass man die Luft hier wieder atmen kann?«

»Riechen können Sie das nicht. Aber solange Sie keine Kopfschmerzen bekommen, Ihnen nicht übel wird und Sie nicht tot umfallen, sollte es gehen.«

Niemand lachte. Bei Karthaus konnte man nie sicher sein, ob so etwas als Witz gemeint war oder bierernst.

»Dann können Sie jetzt wohl loslegen, Czerwinski«, sagte Lange. »Sie haben den Doktor gehört: Sollten Sie tot umfallen, sagen Sie bitte Bescheid.«

Der Kriminalsekretär schulterte das Stativ und verfrachtete den Fotoapparat in die Garagenbox, während Lange den Opel unter die Lupe nahm. Ein Schlauch war nirgends zu sehen, weder im Innenraum noch am Auspuff.

»Sie scheinen recht zu haben«, meinte er zu Mölders, der sich die ganze Sache unbeeindruckt anschaute. »Sieht nicht nach Suizid aus.«

»Det jeht ooch ohne Schlauch, wenn die Garage nur schön dicht verrammelt ist. Aber trotzdem jloobe ick nich an Selbstmord.«

»Sie meinen, Rekowski ist hinter dem Steuer eingeschlafen?«

»Ne. Blödsinn. War ja abgeschlossen, und genau det wundert mir.«

»Wieso?«

»Na, erstens: Warum sollte eener seine Garage abschließen, wenn er drinne is? Und zweitens: Selbst wenn er wollte, könnte

er det jar nich. Unsere Garagenboxen lassen sich nur von außen abschließen.«

»Und das sagen Sie mir erst jetzt?«

»Vorher haben Sie ja nicht danach gefragt.«

»Das heißt, jemand muss Herrn Rekowski in seiner Garage eingeschlossen haben.«

»Anders ist es nicht möglich. Er selber kann's jedenfalls nicht gewesen sein. Außer er kann durch Wände gehen.«

»Verdammt, Herr Mölders«, sagte Lange. »Sie wissen, was das bedeutet?«

»Nö.«

»Die Polizei wird Ihre schöne Parkgarage noch etwas länger sperren müssen. Wir haben es jetzt mit einer Mordermittlung zu tun.«

Mölders riss die Augen auf und machte Anstalten, etwas zu sagen, winkte dann aber ab. Mittlerweile schien er sich in sein Schicksal zu fügen.

Lange winkte Kowalski heran. »Lassen Sie sich von Herrn Mölders einen Fernsprecher zeigen, und rufen Sie am Alex an. Wir brauchen den ED für eine umfangreiche Spurensicherung im ganzen Gebäude. Das hier war kein Unfall. Und auch kein Suizid.«

Kowalski verschwand mit Mölders im Treppenhaus. Lange wartete, bis Czerwinski mit dem Fotografieren in der Box fertig war, dann zog er seine Handschuhe über und schaute sich das Innere des Wagens an. Auf der Rückenlehne der vorderen Sitzbank entdeckte er einen dunklen Fleck und tippte mit der Fingerspitze darauf. Der weiße Stoff seines Handschuhs färbte sich rot. Das war tatsächlich Blut. Noch nicht ganz geronnen. Ihn wunderte, dass sich der Blutfleck auf der Beifahrerseite befand, Meinecke hatte doch ausgesagt, der tote Rekowski habe hinter dem Steuer gesessen, also auf der Fahrerseite.

Lange kniete auf dem weichen Polster der Sitzbank und warf einen Blick in das Handschuhfach. Darin lagen tatsächlich Handschuhe, zudem eine Brieftasche, aus demselben schwarzen Leder gefertigt. Lange klappte sie auf und fand diverse Ausweispapiere, alle ausgestellt auf den Namen Klaus von Rekowski, einen Führerschein, einen Reisepass und einen Mitgliedsausweis. Darauf war der Tote in einer schwarzen Uniform abgelichtet. Klaus von Rekowski war Hauptsturmführer bei der Schutzstaffel. Lange



steckte seinen Fund in eine Beweissicherungstüte und seufzte. Ein SS-Mann. Das hatte ihm gerade noch gefehlt.

Er suchte weiter, aber Hutablage und Rücksitz waren leer, ebenso der Fußraum. Unter der vorderen Sitzbank jedoch ertastete er einen kleinen Gegenstand auf der Beifahrerseite und kramte ihn hervor. Ein Lippenstift. *Guerlain Paris* stand in feinen Buchstaben auf der Hülle. *Ne m'oubliez pas*. Und das im Wagen eines SS-Offiziers. Frauen, die sich die Lippen anmalten, waren im neuen Deutschland eigentlich verpönt. Von Rekowski jedoch schien kein Faible für ungeschminkte, blondbezopfte Gretchen gehabt zu haben. Lange konnte ihn verstehen. Er tütete auch diesen Fund ein und tastete den Fußraum unter der Sitzbank weiter ab, bis seine Fingerspitzen an etwas Weiches stießen. Textil. Ein Stück Stoff. Mit spitzen Fingern zog er es hervor und betrachtete es. Ein Taschentuch. Ein weißes, zerknülltes Taschentuch mit einer filigranen goldfarbenen Stickerei, die einen Schlüssel zeigte, der mit einem Anker über Kreuz lag. Lange wollte das Tuch schon eintüten, da bemerkte er den Duft, der von dem weißen Leinen ausging. Der Kommissar führte das Taschentuch vorsichtig an seine Nase und schnupperte. Unangenehm süßlich. Ein Geruch, den er kannte. Von seinem Zahnarzt.

### 3

Charly saß am Frühstückstisch und legte die Zeitung beiseite. Es war kaum zu ertragen, die Seiten triefen geradezu vom Eigenlob, das die Reichsregierung sich angedeihen ließ. Selbst das *Berliner Tageblatt*, das Charly einmal sehr geschätzt hatte, ließ sich voll und ganz vor den Karren der Propaganda spannen. Wie alle Zeitungen in Deutschland. Seitenweise ging es um die Hitler-Ausstellung, die bald unter dem Funkturm ihre Pforten öffnen sollte. *Gebt mir vier Jahre Zeit*. Eine umfassende Schau des Nationalsozialismus, wie das *Tageblatt* schrieb. Eine einzige eklig eitle und verlogene Selbstbeweihräucherung der Nazi-Clique und ihres selbsternannten Führers, wie Charly fand.

Goebbels' Propagandaapparat feuerte aus allen Rohren. Andere Artikel schilderten die umfangreichen Vorbereitungen zum *Tag der nationalen Arbeit*, zu dem die Nazis den ersten Mai, den alten Kampftag der Arbeiterbewegung, vor vier Jahren erklärt hatten. Fahnen, Paraden, Reden, der übliche Zinnober. Berlin kam aus dem Jubeln und Marschieren gar nicht mehr heraus. Vergangene Woche erst hatten sie Hitlers Geburtstag mit ähnlichem Pomp gefeiert. Unerträglich. Was hatte der Mann denn geleistet außer achtundvierzig zu werden?

In einem plötzlichen Wutanfall fegte sie die Zeitung vom Tisch. Die Wanduhr in der Küche tickte leise, der Wasserhahn tropfte, sonst war nichts zu hören. Die Ruhe in der Wohnung machte sie verrückt. Warum, verdammt nochmal, war Greta nicht zuhause? Mit der hätte sie wenigstens reden können.

Charly steckte sich eine *Juno* an und inhalierte tief. Der Zigarettenrauch kräuselte sich vor dem Fenster, draußen ging der Regen in dicken Bindfäden auf die Spenerstraße nieder. Was für ein Start in die Woche. Wenn sie allein in der Wohnung war, überkam sie manchmal das Gefühl einer unerträglichen Einsamkeit. Als sei sie völlig allein auf der Welt. Und so fühlte sie sich inzwischen in dieser Stadt, daran änderten auch die viereinhalb Millionen Berliner nichts. Was nützte einem die Millionenstadt, wenn man darin kaum jemandem vertraute?

Sie tröstete sich damit, dass sie auf Abruf in Deutschland war. Sie musste den Jungen rausholen, dann konnte sie gehen. Für immer. Charly beneidete Greta, die mit ihrem schwedischen Pass hin- und herreisen konnte, wie es ihr beliebte. Für Monate war sie im Herbst nach Stockholm zu ihrer Mutter gefahren. Und wäre womöglich immer noch dort, wäre Charly nicht nach Berlin zurückgekehrt. So aber hatten sie ihre alte Frauenwohngemeinschaft wieder aufleben lassen. Charly war dankbar dafür, die Freundin hatte ihr Kraft gegeben in den letzten Wochen, mit Greta war die Wohnung in der Spenerstraße so etwas wie ein letzter Hort der Freiheit in einer Stadt, in der man nicht mehr sagen konnte, was man dachte, ohne damit seine Gesundheit oder gar sein Leben zu riskieren. In der Spenerstraße kamen Wilhelm Böhm, ihr Chef, oder Robert, den sie in Prag kennengelernt hatte, zu Besuch, oder andere Gleichgesinnte, die sich im eige-

nen Land inzwischen ebenfalls fremd fühlten. Viele waren das nicht.

Wo zum Teufel steckte Greta nur? Charly zog an ihrer Zigarette, aber auch das Nikotin konnte ihre nervösen Gedanken nicht beruhigen. Seit wann war sie eigentlich so dünnhäutig? Hätte sie sich früher schon solche Sorgen um die Freundin gemacht? Wo Greta Overbeck doch eine Frau war, die sich zu helfen wusste und um die man sich weiß Gott keine Sorgen zu machen brauchte. Dann schon eher um die Männer, mit denen sie etwas anfang.

Ob Greta glücklich war mit ihren ständig wechselnden Liebhabern? War Charly glücklich gewesen mit Gereon Rath? Bestimmt nicht immer. Wäre sie es geworden? Eine müßige Frage, denn Gereon war weg. Und sie merkte, dass er ihr fehlte. Manchmal kam es ihr vor, als sei er wirklich gestorben, so klein war die Hoffnung inzwischen geworden, ihn irgendwann wiederzusehen.

Er hatte irgendwo ein neues Leben angefangen. Irgendwo in Deutschland? Irgendwo im Ausland? Sie wusste es nicht. Sie durfte es auch nicht wissen, die Behörden waren misstrauisch. Sie hatten Gereon amtlich immer noch nicht für tot erklärt, dabei waren seit der Schießerei an der Schöneberger Brücke nun schon mehr als acht Monate vergangen. Nur seine Leiche hatte man eben nicht gefunden, das machte die Sache schwierig.

Charly erinnerte sich an den Schmerz, den sie verspürt hatte, als Reinhold Gräf ihr die Todesnachricht überbrachte. Wie gelähmt sie sich gefühlt hatte, innerlich taub, als sei alles Leben in ihr abgestorben. Es tat immer noch weh, wenn sie an diesen Moment dachte, obwohl es gar keinen Grund zur Trauer gab.

Oder eben doch. Denn das Leben, das sie führte, war nicht das, was sie sich gewünscht hatte. Sie war von dem Mann getrennt, den sie liebte, von dem Jungen, den sie hatte großziehen wollen, sie konnte den Beruf nicht ausüben, den sie ausüben wollte, weder den des Polizisten noch den des Rechtsanwaltes. Die Republik hatte ihr vorgegaukelt, ein selbstbestimmtes Leben zu haben, und sie hatte daran geglaubt. Bis die Nazis vor vier Jahren die Macht an sich gerissen hatten.

Greta konnte das ignorieren, die fuhr einfach nach Schweden, wenn es ihr in Deutschland zu eng wurde, und kam nach Berlin zurück, wann es ihr passte. Charly konnte das nicht. Dass sie

im Januar aus Prag wieder hatte heimkehren können, war nur möglich gewesen, weil sie offiziell gar nicht ausgereist war. An der Grenze hatte sie einen falschen Pass vorgezeigt. Einer der Vorteile, dass sie bei Wilhelm Böhm angestellt war, ihrem früheren Vorgesetzten bei der Mordinspektion, der nun ein Detektivbüro betrieb und – weniger offiziell – als Fluchthelfer arbeitete: Es war kein Problem, an gefälschte Papiere zu kommen.

Die Gedanken an Böhm mahnten sie, dass es Zeit war aufzubrechen; sie drückte ihre Zigarette in den Aschenbecher und trank einen letzten Schluck Kaffee. Schon auf dem Weg zur Wohnungstür, den Mantel über dem Arm, die Handtasche geschultert, den Schlüssel in der Hand, hörte sie das Telefon klingeln. Charly erwog kurz, das Klingeln zu ignorieren, aber vielleicht war es ja Böhm mit einem Auftrag. Sie legte Mantel, Handtasche und Schlüssel auf den Garderobentisch und hob ab.

»Teilnehmer.«

»Ist das der Anschluss Greta Overbeck?«

Hätte sie es doch klingeln lassen! Wahrscheinlich einer von Gretas Liebhabern. Manche von denen waren ziemlich hartnäckig.

»Ja«, sagte sie, »aber Fräulein Overbeck ist gerade nicht im Haus.«

»Richten Sie ihr doch bitte aus, sie möge sich bei der Kriminalpolizei melden.«

»Kriminalpolizei? Was ist denn passiert?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Teilen Sie Fräulein Overbeck bitte mit, dass Sie sich umgehend melden soll. Es ist sehr wichtig.«

»Wenn Sie mir bitte noch sagen, wo genau Sie sich melden soll.«

»Selbstverständlich. Im Präsidium am Alex. Kriminalgruppe M, Kommissar Lange.«

Charly stutzte.

»Andreas?«, fragte sie. »Sind Sie das?«

»Mit wem spreche ich bitte?«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung hörte sich leicht pikiert an.

»Charlotte hier. Charlotte Rath.«

»Charly! Mein Gott! Wie geht es Ihnen? Ich ... mein Gott, was für eine dumme Frage! Mein herzliches Beileid.«

»Danke.«

»Es tut mir so leid, die Geschichte mit Gereon, das ist ja so tragisch! Leider gab es noch keine Beerdigung, sonst hätte ich Ihnen doch längst ... Ach, das klingt jetzt ganz anders, als ich es eigentlich sagen wollte.«

»Schon gut. Ich habe schon verstanden, was Sie sagen wollen. Ich weiß Ihre Anteilnahme zu schätzen. Vielen Dank.«

Charly konnte ihn zwar nicht sehen, aber sie war sich sicher, dass Andreas Lange rot angelaufen war.

»Es tut mir leid, Sie mit so etwas Banalem belästigen zu müssen.«

»Schon gut. Die Arbeit der Mordinspektion ist ja nicht banal. Mich wundert nur, welche Rolle meine Freundin in einer Mordermittlung spielt.«

»Todesfall. Wir nennen es immer Todesfallermittlung.«

»Natürlich. Der alte Gennat. Hat ja auch recht damit.«

Die Erinnerung an alte Zeiten machte sie wehmütig. 1927 hatte sie als Stenotypistin in der Mordinspektion angefangen, und die Zukunft war groß, hell und offen gewesen.

»Um was für einen Todesfall geht es denn?«, fragte sie. »Es ist nichts Familiäres, hoffe ich.«

»Nein, nein. Wir hatten einen Leichenfund. Im Kant-Garagenpalast.«

»Und? Was hat Greta damit zu tun?«

»Nun, Ihre Freundin steht mit Telefonnummer und allem Drum und Dran im Notizbuch des Toten.«

»Mit allem Drum und Dran?«

»Neben der Berliner noch eine Stockholmer Adresse, dazu ein paar Notizen, auf die ich nicht näher eingehen kann.«

»Wer ist denn gestorben?«

Bitte, lass es nicht Robert sein, dachte sie, oder Wilhelm Böhm. Dessen Detektei lag ganz in der Nähe des Garagenpalastes.

»Sagt Ihnen der Name von Rekowski etwas? Klaus von Rekowski?«

Im ersten Moment war Charly erleichtert, als sie den Namen hörte. Keiner der wenigen Freunde, die ihr in Berlin geblieben waren. Aber dann begann eine Alarmsirene ganz leise, wie aus großer Ferne, in ihrem Kopf zu schrillen, aus einem Grund, den sie nicht greifen konnte.

Bislang waren sie gut durchgekommen, doch auf der Williamsburg Bridge gerieten sie mitten in den Berufsverkehr. Frenchie hupte, obwohl das sinnlos war, und fluchte, was noch sinnloser war.

»Fucking shit!«, rief er und schlug mit der Faust auf das Lenkrad. »Sorry, Mister Marlowe, I'm afraid we're gonna be late. Maybe an accident.«

»Nevermind.«

Sie sprachen Englisch miteinander, obwohl sie beide aus Deutschland stammten. Frenchie war, anders als sein Spitzname vermuten ließ, kein Franzose, sondern ein waschechter Berliner. Ein Hugenotte, aber solche feinen Unterschiede machten die Amis nicht. Wenn jemand Delacroix mit Nachnamen hieß, hatte er ein Franzose zu sein. Wobei Frenchie an diesem Missverständnis nicht ganz unschuldig war. Um einer Internierung als enemy alien zu entgehen, hatte er 1917 seinen schönen deutschen Vornamen Frank zu François gemacht. Das konnten die Amis nun gar nicht mehr aussprechen, seitdem hieß er einfach Frenchie.

Johann Marlow hatte diese Fragen nicht der Phantasie der New Yorker überlassen wollen, also hatte er seinen Vornamen amerikanisiert und seinem Nachnamen ein e angehängt. *John Marlowe* machte sich bestens auf Geschäftsbriefen und Firmenschildern, der Name klang amerikanischer als die seiner Geschäftspartner. Salomon Epstein. Mit diesem Namen hätte man auch eine koschere Fleischerei in der Grenadierstraße betreiben können.

Marlow hatte sich von allem Deutschen verabschiedet, als er vor anderthalb Jahren endgültig in die Staaten gegangen war. Und das, was er sich seither aufgebaut hatte, konnte sich sehen lassen. Immerhin konnte er wieder auf dem Rücksitz eines Duesenberg sitzen und sich durch die Gegend fahren lassen.

Wenn sie denn fahren würden. Im Augenblick standen sie. Eine U-Bahn rauschte hinter dem Stahlgestänge in der Mitte der Brücke an ihnen vorbei. Marlow steckte sich seine Zigarre an. Es kam nicht oft vor, dass er schon um diese Uhrzeit nach Manhattan hinüberfuhr. Er lebte immer noch in Brooklyn und überquerte

den East River normalerweise erst nach Einbruch der Dunkelheit. Die meiste Zeit des Tages verbrachte er im Büro seiner Firma. *John Marlowe Imports*, so stand es an der Fassade des unscheinbaren Gebäudes in der Kent Avenue. Nur zwei Stockwerke, oben die Büros, unten das Lager. Mehr brauchte er nicht. Wenn er aus der Tür trat, konnte er das Stahlgebirge der Williamsburg Bridge sehen, zum Hafen war es nicht weit. Der beste Ort, um Geschäfte zu machen.

Heute morgen allerdings hatte er noch nicht im Büro vorbeigeschaut, sondern gleich den Weg von seinem Haus in Brownsville über den East River genommen. Jack hatte ihn um ein Treffen gebeten, Jack Helferich, seine rechte Hand, sein Mann in Manhattan.

Helferich, der Name war Programm. Immer eilfertig und immer korrekt, der Mann war der geborene Untertan. Nur dass er im falschen Land groß geworden war. Jack war erst sieben, als seine Eltern aus Deutschland eingewandert waren, er war in Brooklyn aufgewachsen, und hier gab es keinen Kaiser, dem man gehorchen konnte. Aber es gab Gangster.

Und seit Johann Marlow Deutschland vor anderthalb Jahren endgültig verlassen hatte, hatte verlassen müssen, war Doktor M. der neue Kaiser für Jack Helferich.

Schon in seinem Exiljahr vom Sommer 1933 bis Sommer 1934, als Marlow Deutschland verlassen musste, weil die neue Regierung sämtliche Ringvereine zerschlagen hatte und damit seine Geschäftsgrundlage, hatte er auf den Mann zurückgreifen können, den Abraham Goldstein ihm vermittelt hatte. Damals hatte Marlow den Fehler begangen, nach Deutschland zurückzukehren. Weil er geglaubt hatte, seine Geschäfte auf legale Beine stellen zu können, mit Hilfe seiner Kontakte bis in die allerhöchsten Kreise. Und es hatte sich ja auch vielversprechend angelassen, sie hatten ihn sogar ehrenhalber in die SS aufgenommen. Doch kurz darauf war er aufgrund einer Intrige seines ewigen Widersachers Gereon Rath in Ungnade gefallen und in eine Falle gelaufen, die sein einstiger Fürsprecher Hermann Göring ihm gestellt hatte. Göring hatte ihn umbringen wollen, von seiner Leibgarde eiskalt erschießen lassen, doch Marlow war entkommen. Anders als Liang Kuen-Yao, den sie erschossen hatten. Seinen Leibwächter, seinen Fahrer. Seinen Sohn.

Frenchie würde Liang niemals ersetzen können. Der Mann, den Jack ihm empfohlen hatte, mochte ein guter Schütze sein und mit seiner Statur beeindrucken, aber dass er sich jemals einer Kugel, die seinem Chef galt, in den Weg werfen würde, davon ging Marlow nicht aus. Und manchmal, in den Nächten, wenn die Trauer ihn packte wie ein wildes Tier, wünschte er, auch Liang hätte das nicht getan. Ja, Johann Marlow, der allen als gefühllos und eiskalt galt, hätte sein eigenes Leben für das seines Sohnes gegeben.

Langsam krochen sie über die Williamsburg Bridge. Ein paar Meter vor ihnen stand ein schwarz-grüner Ford des NYPD mit flackerndem Blaulicht, davor ein Uniformierter, der den Verkehr mit energischen Armbewegungen auf die rechte Spur leitete. Frenchie hatte recht, tatsächlich ein Unfall, der eine Fahrspur komplett blockierte und das Nadelöhr auf der Brücke verursachte, zwei Wagen, die sich ineinander verkeilt hatten. Der Verkehrspolizist tippte zum Gruß an den Schirm seiner Uniformmütze, als er den Duesenberg erkannte. Marlow nickte nur. Die Polizei, dein Freund und Helfer. Das war gerade in seiner Branche wichtig, damit war er schon in Berlin gut gefahren. Nur ein Bulle hatte sich nie einnorden lassen. Gereon Rath. Aber der hatte seine Quittung bekommen.

Als sie die Unfallstelle passiert hatten, ging es schneller voran. Bald hatten sie die Brückenrampe erreicht und überquerten die Bowery. Zehn Minuten später hielten sie in Chelsea vor dem *Venus Club*. Frenchie öffnete den Wagenschlag, und Marlow stieg aus. Normalerweise benutzten sie den Hintereingang, aber um diese Tageszeit nahmen sie die Vordertür, vorbei an den Garderoben. Seine Augen mussten sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Langsam schälten sich Konturen aus dem Dämmerlicht: die riesige Botticellimuschel, die als Bühne diente, links davon eine kleinere für die Jazzkapelle, die runden Tische, die in Halbkreisen davor gruppiert waren, und rechts die Umrisse des Tresens.

Marlow hatte den Club nach dem Vorbild des *Venuskellers* in Berlin gestalten lassen. Warum ein bewährtes Konzept ändern? Und der Erfolg gab ihm recht. Die Jazzkapelle spielte wilder als anderswo in der Stadt, so wild wie sonst nur in Harlem. An den Tischen in der ersten Reihe musste man laut sprechen, wenn man sich unterhalten wollte. Die Leute kamen auch nicht in den



*Venus Club*, um viel zu reden; sie kamen, um zu trinken, sie kamen, um Rauschmittel aller Art zu konsumieren, sie kamen, um die schönsten Frauen New Yorks auf der Bühne zu sehen. Oder um sich zu ihnen zu gesellen, an der Bar, am Tisch oder in einem der *Separees*. Es gab verbotene Substanzen, es gab verbotene Darbietungen, es gab Verbotenes aller Art; wenn man genügend Geld mitbrachte, wurden im *Venus Club* alle Wünsche erfüllt.

Die Cops im Distrikt drückten ein Auge zu, gegen gute Bezahlung, verstand sich, und sollten diese Vorsichtsmaßnahmen einmal nicht greifen, weil ein übereifriger Rookie oder Staatsanwalt über die Stränge schlug, hatte Marlow ein ausgeklügeltes Warnsystem installiert. Im Falle einer Razzia brauchte der Club keine zwei Minuten, um alle Vorräte an Heroin, Kokain und Morphin unauffindbar in der Versenkung verschwinden zu lassen und den unbedeckten Damen etwas überzuwerfen. Eine Nackttänzerin, die sich zwar lasziv ausziehen konnte, aber nicht in der Lage war, sich in einer halben Minute auch komplett wieder anzukleiden, wurde im *Venus Club* gar nicht erst eingestellt.

Im Augenblick waren keine Damen hier, nur ein paar Kerle, die den Boden fegten und die Tische von Gläsern und Aschenbechern befreiten. Es roch nach kaltem Zigarettenrauch und abgestandenem Whisky, die Katerstimmung nach einer durchgeführten Nacht. Die Party war erst vor wenigen Stunden zu Ende gegangen. Und nun war das Personal damit beschäftigt, die Spuren zu beseitigen.

Hinter dem Tresen war ein Kellner mit Gläserpolieren beschäftigt. Und davor saß jemand auf einem Barhocker und rauchte. Marlow setzte sich daneben, Frenchie blieb stehen.

»Jack. Was ist denn so wichtig, dass du mich frühmorgens über den Fluss kommen lässt?«

Mit Helferich sprach er meistens Deutsch, die anderen mussten nicht alles verstehen, was sie zu besprechen hatten. Selbst Frenchie war des Deutschen kaum noch mächtig, er war mit drei Jahren in die Staaten gekommen und hatte sich mehr auf der Straße herumgetrieben als bei seinen Eltern.

Jack Helferich zog ein kleines Stanniollbriefchen aus seinem Anzug und legte es auf den Tresen.

»Das hier«, sagte er.

Marlow entfaltete das Stanniol, tippte mit dem Zeigefinger in das weiße Pulver und probierte vorsichtig mit der Zungenspitze.

»Mmh, sehr gut.« Er nickte anerkennend. »Woher haben wir das?«

»Nicht *wir* haben das, das haben andere. Wir können unseren Gästen etwas in dieser Qualität leider nicht bieten. Dabei haben die ersten schon danach gefragt. Gegen das Zeug hier sieht unser Heroin ziemlich alt aus. Obwohl wir unseren Gästen das beste in der Stadt versprechen.«

»Wo hast du das her?«

»Wird oben an den Straßenecken in Harlem verkauft.«

»Auch in irgendwelchen Clubs?«

»Zum Glück nicht. Nur auf der Straße. In Harlem bei den Negern. Aber auch schon in Hell's Kitchen. Die rücken uns auf die Pelle.«

»Wer?«

»Wenn ich das wüsste!« Helferich zuckte die Achseln. »Das genau ist ja die Frage. Keine Ahnung, woher das Zeug kommt. Etwas in dieser Qualität hat es hier jedenfalls schon lange nicht mehr gegeben. Ist so gut wie das Originalprodukt.«

»Wie das von Bayer?«

»Richtig. Aber das bekommt man ja nicht mehr. Alles, was an Heroin heutzutage noch verkauft wird, ist gestreckt. Auch das im Venus Club.«

»Aber längst nicht so verschnitten wie das Zeug, das einem sonst auf der Straße angeboten wird.«

»Natürlich nicht. Aber mit dem hier können wir nicht mithalten, so sehr wir auch auf Qualität achten.« Helferich trank seinen Whisky aus und stellte das Glas ab. »Lass uns nach hinten gehen«, sagte er. »Ich rede nicht gern an der Theke über das Geschäft.«

Das Hinterzimmer des Clubs war Helferichs Büro. Von hier aus leitete er nicht nur den *Venus Club*, sondern auch die anderen Geschäfte, die er für Marlow in Manhattan betrieb. Vor allem den Straßenhandel mit Heroin und Kokain, neben dem Club ihr lukrativster Geschäftszweig. Normalerweise residierte Jack Helferich hinter einem riesigen Schreibtisch. Aber nun steuerte er den kleinen Konferenztisch an, auf dem sie sonst die Dollarnoten zählten

und sortierten. Dort saß ein vielleicht zwanzigjähriger Mann mit einem Schnurrbart wie Clark Gable, der jedoch kein Geld zählte, sondern rauchte. Er hielt die Zigarette ziemlich lässig, als sei an ihm ein Filmstar verloren gegangen.

»Morning, Mister Marlowe«, sagte er und stand auf.

»Das ist Philip«, erklärte Helferich. »Der betreut die Ecken im West Village. Phil, tell Mister Marlowe what's going on.«

»Well, that's very simple: Nobody's buying our shit anymore.«

»Not even the addicts?«, fragte Marlow. Die Drogensüchtigen waren normalerweise eine sichere Bank.

»They're addicts, they have to buy. But some of them already moved north. Seems there's somebody sellin' better stuff.«

»For the same price?«

»Better product, lower price.«

»Do you know the guys who are selling it?«

Philip schüttelte den Kopf.

»No. Some new guys. Might be Italians. Some niggers. Never seen them before. But they're movin' south. I tell you, there's something going on.«

Marlow nickte. »You did the right thing telling us about this.« Er legte den Arm um die Schulter des Pushers. »I want you to put an eye on these guys. But don't act without permission. As long as they stay away from your corners.«

»Alright, Mister Marlowe.«

»Okay, Phil, that's enough«, sagte Helferich und wedelte mit der Hand, als wolle er ein Huhn verscheuchen. »Back to work.«

Der Junge nickte, nahm seinen Hut und verschwand. Marlow schaute Helferich an.

»Das hier könnte zu einem Problem werden, wenn wir nicht handeln«, sagte er.

»So sehe ich das auch.«

»Wir müssen wissen, woher das Zeug kommt, wer dahintersteckt. Und dann müssen wir mit denen ins Geschäft kommen. Kümmere dich darum.«

Helferich grinste. »Verstehe. Die Konkurrenz aufkaufen.«

»Wir können uns solche Konkurrenz nicht leisten. Der Venus Club lebt von seinem Ruf. Wenn sich herumspricht, dass es irgendwo in der Stadt bessere Ware gibt, ist das tödlich für das Ge-

schäft. Für den Club brauchen wir das beste Produkt, das auf dem Markt ist. Und für den Straßenverkauf das zweitbeste.«

»Und was ist, wenn die sich auf der Straße weiter ausbreiten.«

»Das wird nicht passieren. Finde heraus, wer das Bayerprodukt anbietet, dann mache ich denen ein Angebot. Das werden sie nicht ablehnen.«

## 5

Reinhold Gräf hasste es, wenn Sebastian Tornow ihn frühmorgens zum Rapport antanzen ließ. Er hatte verdammt nochmal Wichtigeres zu tun, als dem Obersturmbannführer in dessen stickigem Büro Rede und Antwort zu stehen, der Mann brachte seinen ganzen Terminkalender durcheinander. Außerdem ahnte Gräf schon, worum es ging, und das machte ihn noch unwilliger.

»Ich habe mal bei der Kriminalpolizei nachgehört, Obersturmführer«, begann Tornow nach dem üblichen Begrüßungszeremoniell mit Hitlergruß und Hackenschlagen. »Seit dem dreizehnten August sechsendreißig wurden fünf Leichen aus dem Landwehrkanal geborgen. Keine davon konnte als Gereon Rath identifiziert werden.«

Selbst Generaloberst Göring, dem sie damals das Leben gerettet hatten, glaubte an die Geschichte vom Heldentod des Oberkommissars Rath. Und an den noch heldenhafteren Einsatz von SS-Untersturmführer Gräf, der den jüdischen Göring-Attentäter und Polizistenmörder Goldstein erledigt hatte. Was ihm eine Beförderung zum Obersturmführer und bereits einige Einladungen von Deutschlands zweitmächtigstem Mann eingebracht hatte.

Nur Sebastian Tornow musste ewig nach dem Haar in der Suppe suchen. Und auf dem Umstand herumreiten, dass Raths Leiche bis heute nicht aufgetaucht war.

»Na, Sie wissen ja«, sagte Gräf, »dass der Kanal seine Toten so schnell nicht wieder freigibt. Die Leiche von Rosa Luxemburg wurde, obwohl mehrere Taucher nach ihr gesucht haben, auch erst ...«

»Ich weiß, ich weiß: auch erst nach vier Monaten von einem Schleusenwärter gefunden. Ich kann diese Leier nicht mehr hören, Obersturmführer! Von Rath fehlt schon seit über acht Monaten jede Spur. Sind Sie sicher, dass Ihre Kugeln den Mann tödlich verletzt haben?«

»Eine ärztliche Bestätigung gibt es angesichts der Umstände natürlich nicht. Aber ... drei Schüsse in die Brust – ich habe noch keinen Fall erlebt, bei dem so etwas nicht tödlich ausgegangen ist.«

»Sind Sie sich denn sicher ob der Treffer? Rath ist doch gleich darauf von der Brücke gestürzt.«

»Ich weiß, wohin ich gezielt und wo ich getroffen habe, Obersturmbannführer. Ich bin ein guter Schütze.«

»Zweifelsohne. Das möchte ich ja gar nicht in Abrede stellen. Aber Sie haben Rath's Leiche auch nicht gesehen? Ob sie gleich versunken ist oder schon von der Strömung fortgetrieben wurde?«

»Das ging nicht, das wissen Sie doch. Der Überfallwagen erschien, ich musste die Waffe ablegen, die Hände hochnehmen und mich den Beamten als Kollege zu erkennen geben. Erst als ich die Situation erklärt hatte, konnten wir nach dem Verbleib von Kommissar Rath schauen. Aber da war im Hafenbecken schon nichts mehr zu sehen.«

»Ich weiß, ich weiß, ich war an dem Abend ja selbst vor Ort. Und die Taucher haben am nächsten Morgen auch nichts gefunden. Nichts außer Rath's Polizeiausweis. Schon seltsam.«

Gräf zuckte die Achseln. »So ist das eben manchmal in der Polizeiarbeit. Man bekommt nicht immer das Gewünschte.«

Tornow fixierte ihn mit einem skeptischen Blick. Gräf hielt dem stand, das hatte er inzwischen gelernt.

»Stehen Sie noch in Kontakt zu Charlotte Rath?«

»Aktuell nicht. Ich habe die Witwe Rath nach dem vierzehnten August, als ich ihr die Todesnachricht überbracht habe, noch einmal besucht. Das war an ihrem Geburtstag Ende Oktober. Seither habe ich sie nicht mehr gesehen.«

»Vielleicht können Sie Frau Rath dieser Tage noch einmal aufsuchen. Irgendein Vorwand dürfte sich finden. Sie kennen sich doch von früher.«

»Wie Sie meinen, Obersturmbannführer. Und was soll ich die Witwe Rath fragen?«

»Nichts Konkretes. Aber mal ein bisschen nachfühlen. Ob sich der wertere Gatte nicht vielleicht doch bei ihr gemeldet hat.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz, aber das klingt in meinen Ohren reichlich makaber.«

»Das ist nicht makaber, das ist realistisch«, sagte Tornow. »Möglicherweise hat Rath die Schüsse und den Sturz in den Kanal überlebt. Und die Gelegenheit zur Flucht genutzt.«

Wieder schickte der Obersturmbannführer seinen gefürchteten Blick über den Schreibtisch. Gräf erlaubte sich kein Zucken und kein Blinzeln. Er fragte sich, warum Tornow so beharrlich auf dieser Sache herumritt. Er hatte Gereon Rath loswerden wollen, und er war ihn losgeworden. Ob Gereon nun tot war oder irgendwo untergetaucht, das konnte ihm doch herzlich egal sein.

Es widerstrebte Gräf, in dieser Sache Aktivität zu heucheln. Und noch mehr widerstrebte es ihm, Charly in diese Sache einzuziehen. Manchmal fragte er sich, ob es wirklich richtig gewesen war, Gereon Rath am Leben zu lassen. Er hatte es doch nur ihretwegen getan. Persönlich war er mit dem Scheißkerl längst durch, auch wenn sie vor Jahren befreundet gewesen sein mochten, doch war es nun mal der Mann, den sie liebte. Charlotte Ritter, als sie noch nicht Rath geheißten hatte, war ihm von allen Kollegen an der Burg immer die liebste gewesen. Er hatte ihr einfach nicht den Mann nehmen können.

Und hatte genau das letztendlich doch getan. Er hatte Gereon zwar nicht erschossen, wie Tornow befohlen hatte, ihr aber dennoch weh tun müssen. Als er ihr die Todesnachricht überbrachte. Weil niemand wissen durfte, dass Gereon Rath noch lebte, auch sie nicht. Wenn er an diesen Moment dachte, zerriss es ihm immer noch das Herz.

Und dieser verdammte Tornow ließ nicht locker. Je länger er mit dem Obersturmbannführer zusammenarbeitete, desto mehr hasste er ihn. Der Mann war ein Verbrecher, als Polizist hatte er das Recht in die eigene Hand genommen, er war aus der Untersuchungshaft geflohen, war im Ausland untergetaucht. Und so einer konnte in der SS Karriere machen? Die Schutzstaffel, das sollte doch die Elite des deutschen Volkes sein, wie konnte einer wie Tornow da so weit kommen? Überhaupt war das einstmals strahlende Bild, das sich Gräf von der SS und dem neuen

Deutschland gemacht hatte, einer gewissen Ernüchterung gewichen.

»Bei meinem letzten Besuch im Oktober hat sie sich erkundigt, wie weit die Ermittlungen seien und wann man ihren Mann offiziell für tot erkläre, damit sie ihn endlich, auch wenn man die Leiche nicht finde, begraben könne. Das hört sich nicht so an, als habe jemand ihr Hoffnung gemacht, Gereon Rath könne noch leben.«

»Oktober, das ist lange her. Und noch immer ist keine Leiche aufgetaucht, nicht einmal ein Kleidungsstück oder so. Ich bin es jedenfalls leid, ich lasse Gereon Rath zur Fahndung ausschreiben. Reichsweit.«

»Mit Verlaub, Obersturmbannführer: Sie wollen nach einem Toten fahnden lassen?«

»Natürlich nur eine interne Fahndung unsererseits. Nur der Sicherheitsdienst ist zu beteiligen, keine Kriminalpolizei, keine Staatspolizei. Wir lassen den Fahndungsaufruf reichsweit an alle SD-Unterabschnitte geben. Kümmern Sie sich bitte darum, Obersturmführer.«

»Jawohl, Obersturmbannführer. Wird als Erstes erledigt, sobald ich von der Sicherheitsbesprechung zum Tag der nationalen Arbeit zurückgekehrt bin.«

»Ich fürchte, Sie haben mich falsch verstanden: Sie kümmern sich sofort darum. Unverzüglich.«

Gräf salutierte. »Jawohl!« In der Tür drehte er sich noch einmal um. »Mit Verlaub, Obersturmbannführer, ich verstehe Ihre plötzliche Ungeduld nicht. Warum ist die Causa Rath mit einem Mal wieder so wichtig. Erklären wir den Mann doch einfach für tot und ...«

Tornow stand auf und bekam einen Tobsuchtsanfall. Der leere rechte Ärmel seiner Uniform schlackerte hin und her, während er mit dem linken Arm wild gestikuliert.

»Sie haben hier nichts zu verstehen, Obersturmführer, Sie haben Befehle auszuführen, ist das klar? Tun Sie Ihre verdammte Pflicht!«

»Jawohl Obersturmbannführer!«

Gräf salutierte ein letztes Mal und verließ das Büro. Dieses verdammte einarmige Arschloch! Er fragte sich, was passiert sein mochte, dass Tornow das Thema Rath nach so vielen Wochen, in denen er es hatte ruhen lassen, plötzlich wieder aufgriff.

Von ihrem Schreibtisch blickte sie direkt auf die Kantstraße. Wenn sie sich ein wenig nach vorne beugte, konnte sie auf der anderen Straßenseite die Fassade des Garagenpalastes erkennen. Wo sie Rekowskis Leiche gefunden hatten.

Normalerweise half ihr der Blick auf die Straße beim Nachdenken, der Blick auf das Leben draußen, das geschäftige Hin und Her auf den breiten Gehwegen, das Be- und Entladen der Fuhrwerke und Lieferwagen am Straßenrand, das stete Fließen der Autos und der Elektrischen, doch heute fand ihr Gedankenkarussell keine Ruhe.

Klaus von Rekowski war tot. Gretas Nazi. Wenn sie es richtig erinnerte, hatten sich die beiden im *Groschenkeller* kennengelernt, einem Jazzschuppen direkt neben der Großgarage. Auch sie war ein paarmal dort gewesen, doch an jenem Abend, als sie Rekowski kennenlernte, war Greta allein ausgegangen. Wäre Charly dabei gewesen, da war sie sich sicher, hätte sie der Freundin den charmanten Nazi ausgedet, der hätte gar nicht erst an ihrem Tisch Platz nehmen dürfen.

Von Anfang an hatte sie ein ungutes Gefühl gehabt, als Greta im Sommer 36 mit dem lässigen Bilderbuchdeutschen angekommen war. Ein SS-Mann, der in der Passstelle des Polizeiamtes Charlottenburg arbeitete. Was Greta für die Fluchthelfertätigkeit des Detektivbüros Böhm hatte ausnutzen wollen. Eine dumme Idee, von der Charly sie nur mit Mühe hatte abbringen können. Zum Glück hatte Klaus von Rekowski sich irgendwann als krankhaft eifersüchtig erwiesen, und das war genau das, was Greta am allerwenigsten ertrug. Es hatte eine Weile gedauert, bis diese Eigenschaft die Fassade des aufmerksamen Liebhabers und blendend aussehenden Karrieremenschen durchbrochen hatte, doch als Greta einmal angefangen hatte, sich gegen Rekowskis stetige Überwachung zu wehren, die sie in den ersten Wochen gar nicht bemerkt hatte, als sie sich ihre Freiheiten hatte zurückholen wollen, war es immer schlimmer geworden, so dass sie sich schließlich nur noch mit einer Hals über Kopf angetretenen Flucht zu ihrer Mutter nach Stockholm hatte retten können.



Jeder andere Mann hätte das unmissverständlich als Laufpass interpretiert, zumal sie seine zahlreichen Briefe nach Schweden unbeantwortet gelassen hatte – nicht so Klaus von Rekowski. Kaum war Greta im Januar zurückgekehrt, hatte er sie wieder belagert, als sei nichts gewesen, hatte mit einem Strauß Blumen in der Spenerstraße vor der Tür gestanden und sie mit Fragen gelöchert über ihren Aufenthalt in Schweden. Greta war mit ihm spazieren gegangen, danach hatte er sie nicht mehr besucht.

Das war auch gut so, denn selbst in den Zeiten, da Greta in Schweden weilte, war der schöne Nazi immer mal wieder in der Spenerstraße aufgetaucht und hatte sich nach ihr erkundigt, dabei über Charlys Schulter hinweg neugierige Blicke in die Wohnung geworfen, als könne sich die Gesuchte hinter dem Sofa verstecken. Den Blumenstrauß, mit dem er bewaffnet war, hatte er immer dagelassen, so dass Frau Brettschneider von nebenan mittlerweile glauben musste, der akkurate Mann in der SS-Uniform sei Charlys Verehrer. Jedenfalls verhielt sich die Nachbarin seit einiger Zeit so respektvoll und höflich, wie Charly sie selten erlebt hatte.

Rekowskis Besuche wurden so penetrant, dass Charly irgendwann froh war, dass ihre heimliche Ausreise nach Prag, die sie schon seit Monaten plante, kurz vor Weihnachten endlich über die Bühne gehen konnte. Dummerweise nur hatten die Ereignisse um Fritze sie wenige Wochen später zur Rückkehr gezwungen.

Es war wie verhext. Als wolle Berlin sie einfach nicht loslassen. Im Sommer hatte sie am Anhalter Bahnhof vergeblich auf Gereon gewartet und war in Berlin geblieben. Und beim zweiten Versuch, nach Prag zu gehen, hatte es dann nur für drei Wochen gereicht. Sie hatte nicht einmal eine Wohnung gefunden, sondern immer noch in der billigen Pension in Vinohrady gelebt, die Weinert ihr besorgt hatte, als der Brief aus Breslau auf der Post gelegen hatte. Charly hatte zunächst gedacht, der Junge, auf dessen Ankunft sie seit Weihnachten wartete, habe endlich geschrieben, denn Fritze war außer Böhm und Greta der einzige, der wusste, wie sie in Prag postlagernd zu erreichen war. Umso größer ihre Überraschung, als sie den Brief las. Die Pension Becker aus Breslau hatte sie als Erika Michalek angeschrieben, ein Name, den ebenfalls nur drei Menschen kannten, und sie darauf hingewie-

sen, dass ein gewisser Nepomuk Friedrich Hutzke, der sich für die Weihnachtstage in der Pension eingemietet habe, nicht mehr aufgetaucht sei und neben einer offenen Rechnung auch sämtliche Habseligkeiten in seinem Zimmer zurückgelassen habe.

Hutzke. Das war der Name aus Fritzes falschem Reisepass. Mit dem er eigentlich nach Prag hätte reisen sollen.

Hannah, hatte Charly sogleich gedacht: Fritze hat Hannah in Breslau besucht! Er hat Hannah besucht, und es ist nicht gutgegangen.

Ihre Befürchtungen sollten sich bestätigen. Charly hatte nach Breslau telefoniert und nach Berlin, wo sie immer noch Freunde im Polizeipräsidium hatte, und tatsächlich: Friedrich Thormann war am 23. Dezember von der Geheimen Staatspolizei Breslau in der Wohnung einer gewissen Hannelore Schneider, bei der es sich aber um die aus dem Irrenhaus geflüchtete Hannah Singer handele, festgenommen worden. Das Mädchen sei den Wittnauer Heilstätten zugeführt worden, der Junge ebenso.

Charly war zurück nach Deutschland gefahren, zunächst nach Breslau, hatte Fritzes Rechnung bezahlt und sich von der Witwe Becker die Habseligkeiten des Jungen aushändigen lassen. Es war Fritzes Glück, dass die Pensionswirtin es nicht gewagt hatte, sich an die örtliche Polizei zu wenden, und deshalb die einzige Adresse angeschrieben hatte, die sie bei Fritzes Sachen hatte finden können, andernfalls hätte Charly nie etwas vom Verbleib des Jungen erfahren. Aber Frau Becker war Jüdin und hatte als solche keine Hilfe von einer deutschen Polizeibehörde zu erwarten, eher im Gegenteil: Juden, die seit den Rassegesetzen von 1935 offiziell kein Teil der Volksgemeinschaft mehr waren, begaben sich in ernste Gefahr, wenn sie eine Polizeiwache aufsuchten, sie waren der Willkür der dortigen Beamten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Charly war nach Berlin gefahren und wieder in die Spenerstraße eingezogen, als sei sie niemals fort gewesen. Niemand außer Wilhelm Böhm wusste, dass sie eigentlich nicht mehr hatte zurückkehren wollen. So wirkte ihre Abwesenheit wie ein Winterurlaub, und so verkaufte sie es auch allen, die danach fragten. Sie konnte Deutschland nicht verlassen und den Jungen in den Händen der Staatsgewalt wissen.

Böhm hatte sie, ohne viel nachzufragen, als Mitarbeiterin seines Detektivbüros wieder eingestellt. »Mir soll es recht sein, Charly«, hatte er nur gesagt, »ich kann eine begabte Detektivin gut gebrauchen.«

Ob das auch heute der Fall war, daran hatte die begabte Detektivin gerade ihre Zweifel. Nur mit Mühe konnte sie sich auf die Arbeit konzentrieren; ihre Gedanken schweiften immer wieder ab von dem Fall, an dem sie arbeitete. Der übliche Kleinkram, einer der Aufträge, die das Detektivbüro Wilhelm Böhm finanziell über Wasser hielten: ein eifersüchtiger Ehemann, der seine Frau des Ehebruchs verdächtigt und dafür Beweise haben möchte.

Und in diesem Fall war die Sache besonders unappetitlich, denn ihr Auftraggeber hatte einen sehr konkreten Verdacht: Er ging davon aus, dass ihn seine Frau mit ihrem ehemaligen Hausarzt betrog. Und Doktor Wolfssohn war Jude. Sollte sich der Verdacht bestätigen, würde das nicht nur die Ehe von Harald Winkler zerrütten, sondern auch eine Anklage wegen Rassenschande gegen seine Frau und deren Liebhaber nach sich ziehen. Und Charly merkte, dass sie alles daransetzte, Beweise dafür zu finden, dass Karoline Winkler *kein* Verhältnis mit Doktor Wolfssohn hatte. Derzeit sah aber alles danach aus. Die Fotos, die Charly heimlich gemacht hatte, zeigten das Hotel *Europa*, in dem die Winkler verschwand, und direkt vor der Hotelfassade ein Automobil mit dem Kennzeichen IA-5349. Der Wagen von Doktor Wolfssohn.

Eigentlich genug, um Winkler ins Büro einzuladen, ihm die Ergebnisse zu präsentieren und dem Klienten die Rechnung auszustellen, aber Charly konnte das nicht. Bevor sie Karoline Winkler mit dem Arzt nicht in flagranti erwischte, würde sie dem eifersüchtigen Ehemann nichts von ihren Beobachtungen erzählen. Außerdem erhöhten weitere Recherchen den Rechnungsbetrag, und Harald Winkler sollte, wenn er sie schon zu solch ekligen Schnüffeleien zwang, ruhig etwas bluten für seine Eifersucht. Dem Detektivbüro Böhm würde es guttun. Und Winkler hatte Geld.

Es war an der Zeit, dass Charly sich an die Arbeit machte, doch sie konnte einfach nicht. Sie hatte viel zu viele andere Dinge im Kopf. Übermorgen stand die entscheidende Gerichtsverhandlung an, in der es um Fritzes Schicksal ging. Es sah gut aus, doch

noch hatte der Richter kein Urteil gesprochen. Sobald der Junge auf freiem Fuß wäre, würde sie mit ihm in Richtung tschechische Grenze verschwinden, diesmal für immer.

So hatte sie gedacht. Doch nun machte sie sich auch noch Sorgen um Greta. Sie hatte immer noch nicht den blassesten Schimmer, wo sie sich herumtrieb. Obwohl sie nun sogar in einer Todesfallermittlung vorgeladen war. Der Termin stand, morgen früh sollte Greta im Präsidium erscheinen. Lange hatte Charly gebeten, die Zeugenvorladung zu übermitteln. Dazu aber musste Charly die Zeugin Overbeck überhaupt erst mal erreichen. Seit Freitag war Greta nicht mehr nach Hause gekommen, seit drei Tagen. Das war selbst für Greta Overbeck, die immer schon einen freien Geist hatte, eher ungewöhnlich. Vor allem, dass sie ohne jede Nachricht abtauchte.

Charly versuchte, sich keine Sorgen zu machen. Inzwischen hatte sie einige Übung darin, die Sorge um Menschen zu unterdrücken, von denen sie nicht wusste, wo sie sich befanden und was sie machten. Seit acht Monaten war Gereon untergetaucht, und sie hatte seither nicht ein einziges Lebenszeichen von ihm erhalten. Keines außer dem kurzen, knappen Anruf am Tag, nachdem Gräf ihr die Todesnachricht überbracht hatte. Manchmal war sie sich über ihre eigenen Gefühle nicht im Klaren. War es Wut, oder waren es doch Sorgen? Und wenn es Wut war, auf wen war sie dann wütend? Auf Gereon, der viel zu lange im Polizeidienst ausgeharrt hatte und es so weit hatte kommen lassen? Auf die Nazis, denen sie den Albtraum zu verdanken hatten, zu dem Deutschland geworden war? Oder auf Sebastian Tornow, der seinen persönlichen Rachefeldzug gegen Gereon Rath gefahren hatte?

Hätte Tornow nicht dazwischengefunkt, säßen sie alle längst friedlich und sicher in Prag, sie, Gereon und auch der Junge, das stand fest. Ja, ihre Wut zielte, wenn sie genauer darüber nachdachte, eindeutig auf Sebastian Tornow. Doch was half ihr das?

Gereon fehlte ihr. Sie hätte seine Hilfe nur zu gut gebrauchen können. Aber das allein war es nicht. Er fehlte ihr mehr, viel mehr, als sie hätte zugeben wollen. Sie fragte sich, wie es ihm wohl gehen mochte. Ob sie sich jemals wiedersehen würden. Und falls ja, was dann aus ihnen beiden geworden war. Geworden sein würde.

Es gab gar nicht genügend Konjunktive für ihre verdammte Zukunft! Was für hundsmiserable Zeiten!

Das Telefon klingelte und riss sie aus ihren Gedanken.

»Detektivbüro Böhm«, meldete sie sich, »Rath am Apparat.«

## 7

Er parkte den Lieferwagen vor der langgestreckten Fachwerkfassade des *Nerobberghotels* und zog die Handbremse an. Beim Aussteigen streifte sein Blick den Rückspiegel und ließ ihn einen Moment stutzen. Noch immer irritierte ihn sein Spiegelbild, vor allem der Schnauzbart, an den er sich in all den Monaten nicht hatte gewöhnen können. Er schlug die Fahrertür zu, zündete sich eine *Overstolz* an und ging um den Wagen herum. WEINGUT JACOBY stand groß auf der Hecktür und noch einmal größer auf den Seiten des Lieferwagens. Werbung sei wichtig, hatte ihm der alte Jacoby schon beim Einstellungsgespräch eingebläut, und dazu gehöre auch das Auftreten der Auslieferungsfahrer. Deswegen riss er sich auch so gut wie möglich am Riemen, selbst wenn ihm einer der Kunden blöd kam. Und das war nicht selten der Fall, denn in den allermeisten Fällen waren es die Sommeliers der besseren Hotels, die seine Lieferung entgegennahmen, und die pflegten ihren Standesdünkel nach wie vor, auch wenn sich die großen Zeiten der Wiesbadener Hotellerie zusammen mit dem Kaiserreich in Luft aufgelöst hatten.

Er holte die Sackkarre aus dem Wagen, packte die ersten vier Kisten auf die blecherne Ladeschaufel und schob los zum Liefertanteneingang. Der Sommelier des Grandhotels erwartete ihn bereits. Erhardt war einer der netteren Menschen, mit denen er beruflich zu tun hatte.

»Da sind Sie ja, Kessler. Alles direkt in den Weinkeller, Sie wissen ja, wo's langgeht.«

Er nickte, obwohl er sich an den Namen ebensowenig gewöhnt hatte wie an sein Äußeres, dabei fuhr er nun schon seit mehr als vier Monaten unter diesem Namen für das Dotzheimer Wein-

gut Jacoby. Seltsamerweise war es die Arbeit, obwohl die mit seinem alten Leben am allerwenigsten zu tun hatte, an die er sich am schnellsten gewöhnt hatte. Auslieferungsfahrer statt Kriminalkommissar. Warum nicht? In diesen schrägen Zeiten musste man nehmen, was kam.

Er stellte die Sackkarre ab und packte die erste Weinkiste, um sie die Kellertreppe hinunterzutragen. Eine eintönige Arbeit, aber er mochte sie. Es hätte ihn schlimmer treffen können. Wenigstens hatte er in Deutschland bleiben können. Allerdings um einen hohen Preis: Alle Welt, jedenfalls beinahe alle Welt, hielt ihn für tot. Der Kriminaloberkommissar Gereon Rath war am Abend des 13. August 1936 bei einem Schusswechsel an der Schöneberger Brücke von mehreren Kugeln tödlich getroffen in den Landwehrkanal gestürzt. Das mussten, das sollten alle glauben.

Er durfte niemanden aus seinem alten Leben sehen, niemanden sprechen, nicht einmal schreiben. Keine Fahrt nach Berlin, keine nach Köln, auch kein Brief und schon gar kein Telefonat, nichts davon konnte er riskieren, wollte er nicht alles aufs Spiel setzen. Seine einzige Hoffnung war, dass die Regierung Hitler als die Verbrecherbande erkannt wurde, die sie zweifelsohne war, und mitsamt ihrer SS und Sebastian Tornow irgendwann zum Teufel gejagt würde. Doch so sah es nicht aus. Überall hörte er nur begeisterte Stimmen, bei jedem banalen Alltagsgespräch, das er auf der Arbeit oder sonstwo führte, vergaß niemand zu erwähnen, welch unermessliches Glück, welch nie da gewesenenes Aufschwung Deutschland doch der nationalsozialistischen Bewegung und insbesondere ihrem Führer Adolf Hitler zu verdanken habe.

Nur drei Menschen wussten, dass Gereon Rath noch am Leben war. Immerhin. Doch auch zu denen durfte er keinen Kontakt aufnehmen, nicht einmal zu Charly. Er lebte abgeschottet in dieser kleinen, verschlafenen Wiesbadener Welt, die keinerlei Verbindung hatte zu seiner alten, sei es in Berlin oder Köln, lebte ohne Freunde, ohne Kollegen, ohne Vergnügen. Der einzige Luxus, den er sich ab und an gönnte, waren einsame Kinobesuche. Um wenigstens für anderthalb Stunden wieder das Gefühl zu haben, noch dazuzugehören zu der Welt und den Menschen um ihn herum, obwohl er das nicht tat.

Stetig und beharrlich wie ein Uhrwerk verrichtete er seine

Arbeit, trug Kiste um Kiste in den Weinkeller des *Nerobberghotels* hinunter. Nach einer knappen halben Stunde war alles erledigt. Der Sommelier verglich die Lieferung mit dem Lieferschein und stutzte für einen Moment.

»Das waren zwei Kisten Judenkirch weniger als bestellt, Kessler. Sagen Sie das dem alten Jacoby.«

»Kein Problem, wird morgen nachgeliefert«, sagte Rath und tippte mit Zeige- und Mittelfinger an seine Schirmmütze.

Eigentlich hätte das Grandhotel morgen nicht auf seiner Tour gelegen, doch er nutzte jede Gelegenheit, um auf den Neroberg zu fahren. Wann immer es ging, legte er seine Lieferungen so, dass er hier oben Pause machen konnte. Wiesbadens Hausberg mit dem grandiosen Blick weit über die sich ins Tal ergießende Stadt war der erklärte Lieblingsplatz seines neuen Lebens, das genaue Gegenstück zu der engen Wohnung im ebenso engen Wiesbader Westend, wo der Blick, ganz gleich, wo man sich befand, immer nur bis zur nächsten Mauer reichte.

Rath packte die Sackkarre ein und setzte sich wieder hinters Steuer. Langsam ließ er den Lieferwagen vom Hotelgelände rollen, nur um ihn nach ein paar Hundert Metern vor dem Opelbad abzustellen. Ein wenig unterhalb schimmerten die goldenen Türme der russischen Kapelle durch die Baumwipfel. Das Bad öffnete erst im Mai, der Lieferwagen des Weinguts Jacoby war das einzige Fahrzeug auf dem Parkplatz. Ein paar Spaziergänger flanierten durch die Grünanlagen rund um den Rundtempel, sonst war nicht viel los. Rath nahm die braunlederne Aktentasche, in der Brotdose und Thermoskanne verstaut waren, und stieg aus dem Wagen. Am liebsten saß er auf einer der Bänke dort oben, aß seine Brote, rauchte und ließ den Blick über die Stadt im Tal schweifen.

Er hatte die Autotür gerade geschlossen, da spürte er einen Blick auf sich ruhen und drehte sich um. Ein paar Meter hinter ihm, am Rande des Parkplatzes, stand eine Frau und schaute ihn aus dunklen Augen an.

Sie musste von der russischen Kapelle hergekommen sein, den Berg hinauf, eine schlanke Gestalt im Wintermantel. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte Rath, als sich ihre Blicke kreuzten. Die Frisur war anders, doch das ondulierte Haar umrahmte

ein Gesicht von seltener Schönheit. Er konnte es nicht glauben. Was machte sie hier? In Wiesbaden?

Ohne die Zwiebeltürme der russischen Kapelle, die hinter ihr golden durchs Geäst leuchteten, wäre er womöglich nicht so schnell darauf gekommen, um wen es sich bei der geheimnisvollen Schönen handelte. Geistesgegenwärtig senkte er den Kopf und drehte sich wieder zum Auto, steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Fahrertür. Tat so, als suche er etwas im Handschuhfach und im Fußraum, wühlte dort herum, als habe er etwas Wichtiges im Wagen vergessen. Im Rückspiegel aber behielt er die Frau im Auge. Endlich, sie wandte sich ab und ging weiter, blieb einmal noch kurz stehen und warf einen Blick auf den Lieferwagen, setzte ihren Weg dann aber fort und stieg den Hang zum Hotel hinauf. Rath atmete auf.

Kein Zweifel, sie war es, und sie war immer noch schön, auch wenn sie, genau wie er, einige Jahre älter geworden war. Auf eine ganz andere Art schön als Charly. Auf eine aristokratische Art. Eine geheimnisvolle Art. Eine beängstigende Art.

Swetlana Gräfin Sorokina.

Acht Jahre lag es zurück, dass er in ihrer Dachstube am Kreuzberger Luisenufer gesessen hatte. Dass sie ihm Tee eingeschenkt und ihr Herz ausgeschüttet hatte. Ihr Gesicht hatte er da schon längst gekannt, hatte bereits Wochen nach ihr gesucht, mithilfe eines Werbeprospekts, das sie als Lana Nikoros anpries, Nachtclubsängerin im sündigen Berlin. Die aber eigentlich eine russische Gräfin war. Eine russische Gräfin, der er geholfen hatte, das Vermögen ihrer Familie vor dem Zugriff der Sowjets zu retten. Die er in Paris wähnte, in New York, in Schanghai, überall auf der Welt, aber bestimmt nicht in Wiesbaden. Was zum Teufel machte sie ausgerechnet in der Stadt, in der Gereon Rath untergetaucht war?

Er startete den Motor und fuhr zurück ins Tal. Die Lust auf eine Mittagspause auf dem Neroberg war ihm für heute vergangen, der Schreck saß ihm in den Knochen. Es war noch einmal gutgegangen, dennoch war etwas passiert, was nie hätte passieren dürfen: Er war seinem früheren Leben begegnet.

Zum Glück war es nur die Gräfin Sorokina, zum Glück hatte es nur einen kurzen Blickwechsel gegeben, doch hatte ihm die Be-



gegnung klargemacht, dass er immer noch in derselben Welt lebte wie früher. Sein altes Leben war irgendwo da draußen, die Kollegen, die Familie, alle. Sie mochten weit weg sein, aber sie waren da.

Vor allem sie. Charly.

Die Gedanken an sie waren die schlimmsten. Mit allem hatte er sich abgefunden in seinem neuen Leben, aber sobald er an sie dachte, wurde es unerträglich.

Es machte ihn schier wahnsinnig zu wissen, dass er nur zum Bahnhof gehen und den nächsten Zug nach Berlin nehmen müsste, um Charly wiederzusehen, dass er das aber nicht durfte. Weil es lebensgefährlich war. Gleichwohl hatte er mehr als einmal mit dem Gedanken gespielt. Und manchmal fragte er sich, ob es nicht besser wäre, es einfach zu tun und den Tod in Kauf zu nehmen, als dieses falsche Leben, das nicht seines war und nie seines werden könnte, weiterzuleben.

## 8

Es gab Zeiten, da war sie hier ein und aus gegangen. Dennoch kam sie sich fremd vor, als sie aus dem Treppenhaustrat und in den langgestreckten Gang schaute, der sich hinter der Glastür öffnete. *INSPEKTION A* hatte einmal in großen, akkuraten Buchstaben auf dem Glas gestanden, nun stand dort *KRIMINALGRUPPE M*. Vor ein paar Jahren hatten sie hier alles umstrukturiert. Aus der Inspektion A und ein paar weiteren Dezernaten, unter anderem auch der Weiblichen Kriminalpolizei, hatte man die Kriminalgruppe M gebildet, die aber immer noch von dem Buddha geleitet wurde, Oberregierungsrat Gennat, neben Wilhelm Böhm einer ihrer Förderer damals am Alex.

Charly öffnete die Glastür. Die wenigen Beamten, die ihr entgegenkamen, kannte sie nicht, und sie schenkten ihr kaum Beachtung. Hielten sie wohl für eine Besucherin, und genau das war sie ja auch. Sie hatte das Präsidium nicht mehr betreten, seit sie der Wieking, ihrer alten Chefin bei der WKP, die Kündigung auf den Tisch gelegt hatte. Vier Jahre war das jetzt her.

Als Charly das Büro von Ernst Gennat passierte, war sie versucht, kurz anzuklopfen und Hallo zu sagen, doch sie beherrschte sich und ging weiter. Sie klapperte alle Türen ab, bis sie auf den Namen stieß, nach dem sie gesucht hatte. *Andreas Lange, Kriminalkommissar* stand auf der Milchglasscheibe. Das letzte Büro im langen Gang der Mordkommission.

Das hatte sie nicht gewusst. Andreas Lange arbeitete tatsächlich in Gereons altem Büro. Diese Entdeckung traf sie völlig unvermittelt. Charly spürte einen Kloß im Hals und musste sich einen Moment sammeln, bevor sie an die Tür klopfte. An die Tür, durch die sie schon so oft gegangen war.

»Ja bitte«, flötete eine Frauenstimme.

Im Vorzimmer sah es haargenau so aus, wie Charly es in Erinnerung hatte. Hinter dem Schreibtisch saß eine blonde Frau, die irgendetwas abtippte. Erika Voss. Lange hatte also auch Gereons Sekretärin übernommen. Charly schluckte. War ihr in den Gängen der Burg noch alles auf eine komische Art fremd vorgekommen, nicht nur wegen der allgegenwärtigen Hakenkreuze, erschien es ihr nun, als habe sich hier überhaupt nichts verändert. Fehlte nur, dass sich die Tür hinter der Voss auftat und Gereon heraustrat, um seine Frau zu begrüßen.

»Guten Morgen, Fräulein Voss«, sagte sie und lächelte. »Halten Sie hier noch die Stellung?«

Erika Voss schaute auf. »Ah, guten Morgen, Frau Rath!«

Wenigstens kein Hitlergruß, dachte Charly. Die Voss war gar nicht so verkehrt. Gereon hatte immer große Stücke auf seine Sekretärin gehalten.

»Ich wollte zu Kriminalkommissar Lange.«

»Ich weiß. Die Pforte hat Sie bereits angekündigt.«

Erika Voss drückte auf einen Knopf irgendwo auf ihrem Schreibtisch. »Herr Kommissar? Frau Rath wäre jetzt da.«

Kurz darauf öffnete sich die Tür, und Andreas Lange kam ihr entgegen.

»Charly. Wie schön, Sie zu sehen.« Er schaute über Charlys Schulter. »Haben Sie Fräulein Overbeck nicht mitgebracht?«

»Leider nein.«

»Na, kommen Sie doch erst mal rein. Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?«

»Gern.«

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Eine Tasse Kaffee vielleicht?«

»Gerne.«

»Fräulein Voss, wären Sie so nett?«

Die Sekretärin stand auf und setzte sich in Bewegung. Charly folgte Lange ins Büro. Er hängte ihren Mantel an den Garderobenständer, denselben, den auch schon Gereon genutzt hatte, und schloss die Tür. Sie waren allein im Raum. Keine Stenotypistin, die ihr Gespräch protokollieren sollte, keine Kollegen.

»Bitte«, sagte Lange und wies auf den Besucherstuhl, »nehmen Sie doch Platz.«

Charly setzte sich und schaute sich um. Auch hier hatte sich wenig verändert. Alles stand noch am selben Platz. Nur der Schreibtisch war aufgeräumter, als er es bei Gereon je gewesen war. Und hinter Lange hing statt Hindenburg dessen Nachfolger an der Wand, Adolf Hitler. Aber nirgends ein Hakenkreuz.

»Dann haben Sie Fräulein Overbeck also meine Vorladung nicht übermitteln können?«, fragte Lange, als er hinter seinem Schreibtisch Platz genommen hatte.

»Leider nein. Ich weiß nicht, wo Greta gerade ist.«

»Aber Sie wohnen doch zusammen ...«

Der Kommissar klang harmlos bei seinen Fragen, und er wurde schnell rot, aber das konnte sie nicht täuschen. Charly wusste, dass Andreas Lange, der mit ihr im selben Kommissaranwärterjahrgang angefangen hatte, ein kluger Kriminalist war, den man keinesfalls unterschätzen durfte.

»Ja, wir wohnen zusammen. Nach dem Tod meines Mannes bin ich wieder zu ihr gezogen.«

Die Tür ging auf, und Erika Voss erschien mit einer Tasse und einer Kaffeekanne. Sie stellte die Tasse vor Charly auf den Schreibtisch und goss ein.

»Milch und Zucker?«

»Danke. Lieber schwarz.«

»Sie auch noch ein Tässchen, Kommissar.«

»Nein, danke.«

»Herr Kommissar, wenn Sie mich im Augenblick nicht brauchen ... ich muss ja heute noch in die Registratur und ...«

»Natürlich, Erika. Kein Problem.«

Die Voss verschwand und schloss die Tür. Sie waren wieder allein.

Charly trank einen Schluck Kaffee. Der Mordinspektionskaffee schmeckte besser, als sie ihn in Erinnerung hatte.

»Wo waren wir stehen geblieben?«, fragte sie.

»Sie wohnen mit Frau Overbeck zusammen ...«

»Richtig. Wir wohnen zusammen. Aber seit dem Wochenende habe ich sie nicht mehr gesehen.«

»Sie ist nicht nach Hause gekommen?«

»Nein.«

»Seit wann?«

»Das muss Freitagmorgen gewesen sein. Da haben wir noch zusammen gefrühstückt.«

»Das ist vier Tage her. Ist das nicht sonderbar? Machen Sie sich keine Sorgen? Aus solchen Anlässen sind bereits Vermisstenanzeigen aufgegeben worden.«

Tatsächlich war das sonderbar, und Charly machte sich auch Sorgen. So lange wegzubleiben ohne eine einzige Nachricht, das war überhaupt nicht Gretas Art. Aber das ging Andreas Lange nichts an.

»Greta ist eine sehr unabhängige Frau«, sagte sie. »So etwas kommt schon mal vor bei ihr.«

»Aber mit Verlaub: seit Freitag? Nun haben wir Dienstag.«

Charly zuckte die Achseln, als sei das alles nichts Besonderes.

»Vielleicht ist sie zu ihrer Mutter nach Stockholm gefahren, die besucht sie manchmal.«

»In Schweden?«

»Ja, soweit ich weiß, ist Stockholm die Hauptstadt von Schweden.«

Es war nicht angebracht, so patzig zu reagieren, aber Charly konnte nicht anders. So reagierte sie nun mal, wenn sie sich angegriffen fühlte. Und Andreas Lange griff gerade an.

Der Kommissar reagierte mit einem Stirnrunzeln und zückte einen Bleistift.

»Das dürfte die Stockholmer Adresse erklären«, sagte er.

»Die Sie in Rekowskis Notizbuch gefunden haben ...«

Lange schaute sie an, als bereue er mittlerweile, ihr gegenüber

am Telefon so offenherzig gewesen zu sein. Er kritzelte irgendeinen Vermerk in seine Akte.

»Können Sie uns sagen, in welchem Verhältnis Greta Overbeck zu Herrn von Rekowski gestanden hat?«

Das war die Frage, auf die es hinauslief, die Frage, auf die sie schon die ganze Zeit gewartet hatte.

»Sie hatten eine Liaison, die liegt aber schon eine Weile zurück. Im Sommer war das, während der Olympiade.«

»Und aktuell?«

»Mit wem sie aktuell liiert ist?«

Lange warf ihr einen kurzen irritierten Blick zu. Charly musste aufpassen vor ihrer Patzigkeit.

»Nein. Wie Fräulein Overbecks aktuelles Verhältnis zu Klaus von Rekowski aussieht.«

»Ich glaube nicht, dass sie sich noch sehen. Greta ist da sehr konsequent, was Ex-Liebschaften angeht.«

Das entsprach mehr Charlys Hoffnung als ihrem Wissen, aber jede Information, die Greta nicht zu nah an Klaus von Rekowski rückte, war hilfreich.

»Hat Sie denn eine neue Liebschaft?«

»Ich weiß auch nicht alles über meine Freundin.« Charly zuckte die Achseln. »Aber soweit ich weiß, ist sie im Moment nicht liiert. Es sei denn, ihre jetzige Abwesenheit ist mit einer neuen Herrenbekanntschaft zu erklären, die ich noch nicht kenne.«

»Mit der Moral scheint Ihre Freundin es nicht allzu genau zu nehmen.«

»Kommt ganz darauf an, was man unter Moral versteht. Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich, wenn es um Herzengüte und Hilfsbereitschaft geht, kaum einen moralischeren Menschen kenne als Greta Overbeck.«

»So, so.«

Wieder machte Lange sich eine Notiz. Charly war sich nicht sicher, ob er wirklich etwas Wichtiges notierte oder sie nur nervös machen wollte. Ein alter Trick, den sie auch manchmal angewendet hatte. Den Gereon ihr beigebracht hatte. Sie ließ sich nicht nervös machen. Nun wühlte der Kommissar umständlich in einer Schublade, förderte etwas Kleines, Zylindrisches zutage und stellte es vor Charly auf den Schreibtisch. Einen Lippenstift.

»Kommt Ihnen der bekannt vor?«

»Das ist ein Lippenstift, aber persönlich vorgestellt wurden wir einander noch nicht.«

Schon wieder hatte sie viel zu schnippisch reagiert. Es war ihr rausgerutscht, sie hatte einfach nicht anders gekonnt. Das war allerdings auch die schlimmste Attacke, die der Kommissar bislang geritten hatte. Immerhin eines hatte sie damit erreicht: Andreas Lange lief rot an. Charly hoffte, dass er vor lauter Verlegenheit nicht bemerkte, wie nervös sie selbst angesichts des Lippenstifts geworden war.

Das war Gretas Marke, keine Frage. Charly nahm den Lippenstift vom Tisch und drehte ihn in ihrer Hand, betrachtete ihn von allen Seiten.

»Guerlain Paris«, las sie. »Aus Frankreich.«

Langes Gesichtsfarbe war schon dabei, sich wieder zu normalisieren. Seine Augen hatte er keine Sekunde von Charly abgewendet.

»Dieser Lippenstift«, sagte er, »wurde im Wagen des toten Klaus von Rekowski gefunden.«

»Aha?«

Deswegen also wollte er Greta unbedingt sprechen, es ging nicht nur um ihren Namen in Rekowskis Notizbuch.

»Ist das die Marke, die auch Ihre Freundin benutzt?«, fragte er.

»Kann sein.«

»Kann sein? Sie wollen mir allen Ernstes erzählen, dass sie nicht wissen, welche Lippenstiftmarke die Frau benutzt, mit der Sie das Badezimmer teilen?«

Verdammt! Lange war wirklich nicht zu unterschätzen. Eine unvorsichtige Antwort, und er hieb gleich in die Kerbe.

»Greta benutzt eine Menge exklusiver Kosmetikprodukte, die alle nicht ganz billig sind«, entgegnete Charly. »Sie besitzt bestimmt ein halbes Dutzend unterschiedlicher Lippenstifte.«

»Auch von dieser Marke?«

»Wie gesagt: Kann gut sein. Aber wenn dieser Lippenstift der ihre sein sollte und Sie den bei Rekowski im Wagen gefunden haben, dann müsste er schon ewig dort gelegen haben.«

»Wann hatten Fräulein Overbeck und Herr von Rekowski denn das letzte Mal Kontakt?«

»So Ende September, Anfang Oktober würde ich sagen, dann ist sie für einige Monate zu ihrer Mutter gefahren.«

Jetzt hatte Charly eindeutig gelogen. Mindestens im Februar hatten Greta und Rekowski sich noch einmal gesehen. Und gesprochen sowieso. Und dann war da noch die zufällige Begegnung im Café *Reimann*. Aber das ging Lange nichts an.

»Nach Schweden«, sagte er.

»Richtig.«

»Und danach haben sie sich nicht mehr gesehen, Fräulein Overbeck und Herr von Rekowski?«

»Wie gesagt: Sie hatte die Liaison mit ihm meines Wissens beendet. Aber wann genau, da fragen Sie Greta am besten selbst.«

»Das würde ich ja auch gerne, wenn die Dame denn zu greifen wäre.« Lange seufzte. »Wie gut kannten Sie selbst denn Herrn von Rekowski, Charly?«

»Er war der Liebhaber meiner Freundin, das ist alles. Habe ihn vielleicht drei, viermal gesehen. Immer nur flüchtig.«

Auch das war gelogen, und Charly merkte, dass es ihr überhaupt nichts ausmachte.

»Keine gemeinsamen Unternehmungen?«

»Gott bewahre!«

Der Satz war ihr ein wenig zu schnell rausgerutscht. Ihre Abneigung gegen die SS ging Andreas Lange, obwohl der sicherlich kein Nazi war, überhaupt nichts an.

»Sie mochten Herrn von Rekowski nicht allzusehr?«, hakte der nach.

Charly zuckte die Achseln, betont gleichgültig.

»Der Mann war mir einfach – wie soll ich sagen? – ziemlich schnuppe.«

Der Kommissar notierte auch jetzt ein paar Worte, und Charly versuchte zu erspähen, was er da hinschrieb, doch Langes Schrift war unleserlich.

»Einstweilen, Charly«, sagte er und klappte die Akte zu, »haben Sie vielen Dank, dass Sie sich zur Verfügung gestellt haben und so bereitwillig Auskunft geben. Es ist aber sehr wichtig, dass Fräulein Overbeck auch persönlich im Präsidium vorspricht. Wir müssen sie dringend in persona zu all diesen Dingen befragen.«

»Natürlich. Ich werde es ausrichten, sobald ich sie sehe.«

»Ich bitte darum.«

Charly trank einen Schluck Kaffee. Im Augenblick fühlte sie sich erleichtert, dass die Befragung vorbei war. Und dass sie anstelle von Greta hier saß. Die Mordinspektion tappte im Dunkeln, und die einzige Spur, die sie hatten, oder jedenfalls eine wichtige, führte zu ihrer besten Freundin.

»Konnten Sie denn Fingerabdrücke sichern«, fragte sie, »von dem Lippenstift, meine ich?«

»Kronbergs Leute sind darin mittlerweile ziemlich gut.«

»Wie ist Herr von Rekowski eigentlich ums Leben gekommen?«, fragte sie und versuchte, dabei möglichst harmlos zu klingen.

»Sie fragen zu viel, Charly. Zu den Todesumständen darf ich Ihnen nichts sagen, das wissen Sie doch. Sie sind Zivilistin. Außerdem kannte Ihre Freundin den Toten und ist womöglich eine wichtige Zeugin.«

»Verzeihen Sie meine Neugier. Aber manchmal vermisse ich die Arbeit in der Mordinspektion schon sehr.«

Lange lächelte. »Na, wie ich höre, sind Sie ja weiterhin detektivisch tätig. Bei Wilhelm Böhm.«

»In der Detektei Böhm befassen wir uns aber nicht mit Mord. Höchstens mal mit Ehebruch. Ich ...«

Sie konnte nicht weiterreden, denn die Zwischentür wurde aufgerissen, und Czerwinski platzte in den Raum, ein Papier in der Hand.

»Oh, hallo, Charly«, grüßte er, als er sie auf dem Besucherstuhl sitzen sah. »Schön, dass du uns mal besuchst.«

»Guten Morgen, Paul. Ist ja alles wie immer hier.«

Der Kriminalsekretär setzte eine wichtige Miene auf. »Was will man machen. Muss halt alles seinen Gang gehen.« Er wandte sich an Lange. »Habe mich um die Stickerei auf dem Taschentuch gekümmert, Kommissar. Anker und Schlüssel, Sie erinnern sich?«

»Natürlich, Sie sollten ...«

»Ist das Symbol des Norddeutschen Lloyd«, sagte Czerwinski mit einem Stolz in der Stimme, als habe er eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht, für die man mindestens den Nobelpreis verdient. Bevor Lange etwas dazu sagen konnte, legte er die Akte, die er mitgebracht hatte, auf den Schreibtisch. »Und hier das Ergebnis der Blutanalyse. Bestätigt die Kohlenmonoxidvergif-



tung. Chloroform konnte Doktor Karthaus in der Leiche ebenfalls noch nachweisen. Rekowskis Blutgruppe ist allerdings nicht identisch mit der im Sitzpolster.«

Er schaute den Kommissar an, als erwarte er ein Lob für all diese Neuigkeiten, doch der wirkte völlig vor den Kopf gestoßen.

Charly sah Andreas Lange, dem beherrschten Andreas Lange an, dass er völlig konsterniert war und kurz davor zu explodieren. Sie konnte ihn verstehen, aber zum ersten Mal in ihrem Leben war sie Paul Czerwinski für dessen unbedarfte Dämlichkeit dankbar.

»Das hört sich nach viel Arbeit an«, sagte sie und stand auf. »Ich will die Herren dann auch nicht länger stören.«

## 9

Die Witwe Rath hatte die offene Zwischentür nicht geschlossen, als sie das Büro verließ, und Andreas Lange blickte der ehemaligen Kollegin nachdenklich hinterher. Irgendetwas stimmte mit Charlotte Rath nicht, darauf hätte er wetten können, sie verheimlichte ihm etwas. Und er wäre auch noch darauf gekommen, was, aber gerade als er dabei war, sie ein wenig einzulullen und dabei unmerklich ein paar Fragen zu stellen, musste Czerwinski hereinplatzen.

Lange wartete, bis Charlotte das Vorzimmer durchquert und die Bürotür geschlossen hatte. Dann erst wandte er sich dem Kriminalsekretär zu, der immer noch vor dem Schreibtisch stand und schaute, als erwarte er einen Orden.

»Sind Sie eigentlich von allen guten Geistern verlassen, Czerwinski?«, fuhr er den Kriminalsekretär an, dessen erwartungsfrohes Gesicht zu einer Grimasse gefror. »Was denken Sie sich eigentlich? Oder anders gefragt: Denken Sie überhaupt?«

Czerwinskis Gesichtsstarre brauchte einen Moment, um sich zu lösen.

»Wie?«, stammelte er.

»Davon abgesehen, dass Sie eine Vernehmung gestört haben,